



Hochschule Neubrandenburg
Fachbereich Soziale Arbeit, Bildung und Erziehung
Studiengang Soziale Arbeit

**Anti-Schwarzer Rassismus in Deutschland –
Herausforderungen und Handlungsmöglichkeiten der
Sozialen Arbeit**

Bachelorarbeit

zur

Erlangung des akademischen Grades

Bachelor of Arts (B.A.)

Vorgelegt von: Miriam Klumpp

Erstprüferin: Francis Seeck M.A.

Zweitprüferin: Prof. Dr. Claudia Steckelberg

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	1
2. Bezeichnungspraxis	2
3. Anti-Schwarzer Rassismus	3
3.1 Geschichtlicher Hintergrund	3
3.2 Aktuelle Gegebenheiten.....	7
4. Schwarze Geschichte in Deutschland.....	9
5. Alltagsrassismus	13
5.1 Sprache.....	19
5.2 Afrika Darstellung.....	21
6. Rassismus im Kinder- und Jugendalter.....	23
7. Folgen für Betroffene	27
7.1 Rassismus und Stress.....	28
7.2 Rassismus und Trauma	29
7.3 Bewältigungsstrategien	31
8. Herausforderungen an die Soziale Arbeit	34
9. Critical Whiteness und Powersharing als Möglichkeiten für die Soziale Arbeit.....	36
10. Empowerment als Ressource	39
11. Ausblick	40
12. Fazit und Zusammenfassung	42
Literaturverzeichnis.....	43
Eidesstaatliche Erklärung	45

1. Einleitung

Die Tatsache, dass ich mein Leben lang in Situationen geraten werde, in denen ich aufgrund meiner Hautfarbe anders behandelt und mich nicht ganz dazugehörig fühlen werde, ist schwer zu ertragen.

In Momenten, in denen ich von Fremden Menschen angestarrt und mir ungefragt in die Haare gefasst wurde, spürte ich das ich „anders“ bin und das verunsicherte mich lange Zeit. Je häufiger dieser Ereignisse vorkommen, desto schmerzhafter fühlten sie sich für mich an, denn ich wollte dazugehören. Die Tatsache, dass meine dunklere Hautfarbe für hellere Menschen in meiner Umgebung auf besonderes Interesse, Belustigung oder Ablehnung stößt, zehrt an meinen Kräften, denn für mich bin ich selbstverständlich, so wie ich bin.

Wenn ich den Mut und die Kraft finde, mich in solchen Situationen zu äußern, merke ich, dass meine Versuche mich zu erklären oft nicht gut aufgenommen werden und ich sehr emotional werde.

Selbstzweifel, Kontaktängste, Identitätsprobleme, waren Gedanken und Gefühle, mit denen ich zu kämpfen hatte. Ich hatte lange das Gefühl ich wäre zu dunkel, um Deutsch zu sein. Gleichzeitig kannte ich jedoch nur Deutschland als meine Herkunft. Wissen über den Hintergrund und die Wirkung von Rassismus, hat mir geholfen herauszufinden wer ich bin. Ich wurde sicherer in meiner Identität und kenne meinen Wert. Dennoch bin ich im Inneren verletzt, von alltäglichen Situationen, in denen mein Selbstwert immer wieder in Frage gestellt wurde.

Die öffentliche Wahrnehmung von Rassismus in Deutschland ändert sich, je nachdem wen man fragt. Betroffene von Rassismus erkennen diesen alltäglich, während er sonst oft als Ausnahme verstanden, und mit rechter Gewalt verbunden wird.

Die Notwendigkeit einer Darstellung des Anti-Schwarzem Rassismus und wie er auf die Gesellschaft wirkt, sehe ich in den Auswirkungen von Rassismus und der Abwesenheit einer anti-rassistischen Grundhaltung in Deutschland. Mit meiner Abschlussarbeit habe ich nun eine Möglichkeit gefunden, aus meiner Sicht als Schwarze Deutsche über Rassismus zu schreiben. Das bereichert mich, da es mir wichtig ist Räume zu schaffen, in denen offen über Rassismus gesprochen werden kann.

Meine Meinung und meine Gefühle in Bezug zu rassistischen Erfahrungen haben keine Allgemeingültigkeit, ich greife daher auch auf Ausführungen von anderen Betroffenen zurück, um deutlich zu machen, wie präsent Rassismus in Deutschland ist.

Neben persönlicher Betroffenheit sehe ich den Forschungsbedarf auch in der Sozialen Arbeit. Als Profession, die sich der Prävention und Lösung sozialer Problemlagen befasst, ist sie nicht frei von Rassismus. Mit der Grundannahme, dass sie jeden gleichbehandeln, starten ausgebildete Sozialarbeiter*innen ins Berufsleben. Ohne eine vertiefende Auseinandersetzung mit Rassismus im

Studium ist jedoch eine Gleichbehandlung kaum möglich. Vorurteile durch Sozialisierung oder Weltbild tragen auch *weiße* Sozialarbeiter*innen in sich, und in Kontakt mit rassistisch markierten Menschen im Alltag können diese Vorurteile zu Problemen, Missverständnissen und Konflikten führen. Diese Arbeit soll solche Probleme aufzuzeigen und Lösungsmöglichkeiten finden. Daraus ergibt sich die Forschungsfrage: Wie äußert sich Anti-Schwarzer Rassismus in Deutschland und welche Handlungsmöglichkeiten ergeben sich in diesem Kontext an die Soziale Arbeit?

Aus dieser Fragestellung ergibt sich der Aufbau meiner Arbeit, welchen ich im Folgenden kurz aufzeige: Um die Wirkung von Anti-Schwarzem Rassismus verständlich zu machen, arbeite ich im ersten Teil der Arbeit die historischen Gegebenheiten heraus, welche grundlegend für die Betrachtung des aktuellen Rassismus sind. Die nächsten Kapitel der Arbeit stellen alltägliche rassistische Erfahrungen von Schwarzen Menschen in Deutschland dar und beschreiben, wie unterschiedlich Rassismus sich äußern kann. An dieser Stelle erfolgt auch eine explizite Betrachtung von Rassismus im Kinder- und Jugendalter. Nach den Ausführungen, über den alltäglichen Rassismus, werde ich Auswirkungen durch Anti-Schwarzen Rassismus, auf Betroffene untersuchen. Neben negativen Folgen, werden auch Gegenstrategien aufgeführt, welche als Schutz dienen können. Im letzten Teil der Arbeit, werden Herausforderungen aufgezeigt, welche im Kontext der Überwindung von Anti-Schwarzem Rassismus innerhalb der Sozialen Arbeit auftreten, um dann Möglichkeiten vorzustellen, die positive Entwicklungen im Kontext Rassismus bieten können.

Es ist mir wichtig anzumerken, dass es ein Privileg ist sich über Rassismus informieren zu können, anstatt Rassismus zu erfahren.

2. Bezeichnungspraxis

Im Kontext des Anti-Schwarzen Rassismus und seiner Bearbeitung, ist eine Trennung notwendig, die aufzeigt wer Rassismuserfahrungen macht und wer nicht. Die Unterscheidung in Schwarze und *weiße* Menschen treffe ich nicht aufgrund von Nuancen der Hautfarben, sondern aus dem Hintergrund heraus, dass *weiße* Menschen im System des Rassismus privilegiert sind, während Schwarze Menschen von Rassismus benachteiligt sind. Um Missverständnisse zu beseitigen, erkläre ich also meine Bezeichnungspraxis, welche sich auch in rassistuskritischen Büchern wiederfindet. Schwarz und *weiß* sind Begriffe, die auf soziale Konstruktionen zurückgeführt werden können (Sow, 2008)

Schwarz als Selbstbezeichnung bezieht sich also nicht auf eine Farbe oder biologische Zuordnung, sondern auf die gesellschaftspolitische Position, die rassistisch markierte Menschen miteinander verbindet und auf die gemeinsamen Erfahrungen. Schwarz wird in diesem Fall großgeschrieben, denn es ist keine Eigenschaft, sondern eine kulturelle und soziale Identität, welche nicht auf *weißen* Konstruktionen von Hautfarbe beruht. Diese Position muss benannt werden, um an sozialen und

politischen Diskursen teilzunehmen. Ich werde *weiß* in meiner Arbeit kursiv schreiben, um ebenfalls auf den Konstruktionscharakter aufmerksam zu machen. Auch *weiß* ist eine gesellschaftspolitische Bezeichnung, welche an Privilegien und Macht geknüpft ist Teil des Privilegs ist es, selten als *weiß* benannt zu werden, daher nehme ich diese Benennung vor, um auf das Privileg aufmerksam zu machen. Es wird also häufig Unterscheidungen in „Von-Rassismus-Betroffene“ und „Nicht-Betroffene“ geben.

Begriffe, die in der Arbeit auftreten, welche in der heutigen, oder meiner persönlichen Wahrnehmung fragwürdig oder diskriminierend sind, und rassistische Wissensbestände reproduzieren, werde ich < so > kennzeichnen und wenn möglich Abkürzen, falls sie mehrfach erscheinen. In direkten Zitaten werde ich die Originalform beibehalten.

Ein Konflikt dieser Arbeit, ist die Verabschiedung von rassistischen Wissensbeständen und Begriffen, bei gleichzeitiger Beschreibung dieser. Sie müssen aber thematisiert werden, um ihre Wirkmächtigkeit zu verstehen. Ebenso kann die durch Sprache erschaffene Trennung in Schwarz und *weiß* zu einer Verstärkung von Trennlinien führen, was keinesfalls meine Absicht ist. Es sollte nicht betont werden, welche Zugehörigkeit, Geschlecht oder Sexualität ein Mensch hat. Da bisher jedoch nicht alle Menschen gleichermaßen Chancen und Privilegien haben, ist eine sprachliche Einordnung vonnöten, um diskursfähig zu sein. Dementsprechend achte ich auch auf gendersensible Schreibweisen.

In dieser Arbeit spreche ich von Schwarzen Menschen, ähnliche Erfahrungen machen aber auch Menschen, die sich selbst nicht als Schwarz identifizieren. Die Selbstbezeichnung People of Colour (PoC) ist ein Begriff der breiter gefasst, alle Personen mit unterschiedlichen Rassismuserfahrungen einschließt. Viele der folgenden Ausführungen, spiegeln auch die Erfahrungen von PoC wider.

3. Anti-Schwarzer Rassismus

Schwarze Menschen sind häufig von Rassismus betroffen, denn die Hautfarbe ist ein Merkmal, welches direkt sichtbar ist. Neben offenen Gewalttaten und direkten Beleidigungen, erfolgt Anti-Schwarzer Rassismus noch auf subtilere Weisen. Um Anti-Schwarzen Rassismus zu erkennen und zu verstehen, ist eine Betrachtung über die Entwicklung und den Hintergrund notwendig.

3.1 Geschichtlicher Hintergrund

Die historische Verankerung ist ein großer Teil des heutigen Rassismus. Erste Spuren lassen sich schon in der griechischen Antike finden, unter anderem beim Gelehrten Aristoteles, welcher mit seinen Werken in Europa bis heute große Bekanntheit genießt. Die ersten rassistischen Kategorisierungen lagen der Grundannahme zugrunde, dass Menschen nach biologischen Merkmalen unterteilt werden können, welche auf die mentale Verfassung der Person schließen

lassen. Das griechische Wort „Adreikelon“ diente hierbei als Erklärung und ist eine Bezeichnung für die Hautfarbe. Es wird angenommen, die Haut sei dem Menschen ähnlich und demnach ausschlaggebend für das Innere des Menschen. Anlässlich Eroberungskriegen erfolgte eine klare Abgrenzung der Griechen zu den Ägyptern, welche angeblich eine verbrannte Haut und vertrocknete Hirne durch die Sonne haben. Alle anderen Menschen des Kontinent Afrikas wurden in der Antike Äthiopier genannt. Die Annahme, *weiße* sei die ursprüngliche Hautfarbe und die Sonnenstrahlen bestimmen die Hautfarbe galt als allgemeingültig. Die Frauen, deren Lebensmittelpunkt oft im Haus war, hatten helle Haut und diese stand daher auch besonders für Weiblichkeit und Schönheit. Die Tatsache, dass *weiß* auch für Intelligenz und Bildung stand, liegt dem zugrunde, dass auch die Gelehrten im antiken Griechenland die meiste Zeit im Inneren des Hauses verbrachten, etwa am Schreibtisch. Sie wurden auch oft mit weißen Bärten und weißen Gewändern dargestellt. In der griechischen Farbsymbolik steht schwarz im Gegensatz dazu, für Boshaftigkeit und Hässlichkeit. Die Theorien über Bedeutung von Hautfarben, wurden vom Christentum angenommen und vertieft und bedient sich ebenfalls der griechischen Farbsymbolik. Schwarz steht für Unterlegenheit, während *weiß* Tugend, Reinheit und Überlegenheit symbolisiert (vgl. Arndt, 2019).

Die sogenannten „Entdeckungsreisen“ des 15. Jahrhunderts, bilden den Beginn eines in Deutschland weitestgehend unkommentierten Teil der Geschichte. Neben der sogenannten <Entdeckung> Amerikas durch Christopher Kolumbus 1492, zogen auch andere europäische Länder nach und besetzten weitere Gebiete (vgl. Oguntoye, 1991). Dass man Orte entdecken kann, wo bereits Menschen leben, lässt sich nur dadurch erklären, dass sie nicht als gleichwertige Menschen angesehen wurden.

1510 wurden die ersten Menschen vom afrikanischen Kontinent in die Karibik verschleppt. Sie wurden wie Ware gewogen, verkauft und als Arbeitskräfte missbraucht. Es gibt keine genauen Zahlen wie viele damals Menschen versklavt wurden, Historiker gehen jedoch von bis zu 30 Millionen Menschen aus. Es gab unzählige Menschen die in Widerstandskämpfen, oder durch die menschenunwürdige Behandlung starben (vgl. Arndt, 2017).

Neben Portugal, Spanien, Frankreich und England stieg auch Deutschland, nach einer kurzen Skepsis Reichkanzler Bismarcks, in das Geschäft durch die Aneignung von Ländern ein. Nachdem er sich vergewisserte, dass die Koloniale Aneignung erheblichen wirtschaftlichen Nutzen mit sich brachte, begann die deutsche Verstrickung in die Kolonialzeit (vgl. Oguntoye, 1991). Im christlich geprägten Europa war das Thema Christentum nach wie vor mit *weiß* als rein und Tugendhaft verbunden. Die sozialdarwinistische Herrschaftsideologie vom „Recht des Stärkeren“ bildet einen weiteren Legitimationsversuch für die Einnahme Afrikanischer Länder und die Unterdrückung der dort lebenden Menschen. Dies geschah meistens durch militärisch erzwungene Vertragsabkommen,

welche mit einer waffentechnischen Überlegenheit einhergingen (vgl. Oguntoye, 1991, S.34). Diese Überlegenheit bedeutet auf der anderen Seite Zwangsarbeit, Enteignung der Besitztümer und unmenschliche Lebensbedingungen. Außerdem bedeutet es auch Zwang die Strukturen, Werte und Bildung der Kolonialmächte anzunehmen und die Zerstörung der vorherrschenden Gegebenheiten (vgl. Oguntoye, 1991). Den Kolonialmächten brachte dieses Vorgehen eine Vergrößerung des politischen Machtbereichs, ökonomische Ausbeute und neuer Lebensraum für Siedler aus Europa. Über Jahrhunderte hinweg, wurde die europäische Wirtschaft durch die zwanghafte Verschleppung und Versklavung gestärkt und die Ausbeutung der Kolonialgebiete trug einen Teil zum Aufstieg Europas bei, während vor Ort großes Leid verursacht wurde (Arndt & Ofuatey, 2019).

Bei der Berliner Konferenz von 1884/1885 welche auch als „Togo Konferenz“ bekannt ist, kam es dazu, dass ein Großteil des Afrikanischen Kontinents unter Europäischen Großmächten aufgeteilt wurde. Sie hatten zum Ziel gemeinsam über Afrika zu entscheiden und zu regieren. Die Konferenz wurde von Bismarck einberufen und *weiße* Vertreter verschiedener Länder wurden nach Berlin geladen. Dass es einfach möglich ist einen Kontinent aufgrund waffentechnischer Überlegenheit als Eigentum zu verteilen und die Menschen, die dort leben nicht als gleichberechtigt anzusehen, hat sich mit dieser Konferenz bestätigt. Deutschland „erhält“ Namibia (damals Deutsch-Südwestafrika), Kamerun, Togo, Tansania, Burundi, Ruanda (damals Deutsch-Ostafrika), Neuguinea und die Marshall-Inseln. Ab 1897 gehört Kiautschou (ein heutiger Teil Chinas) und ab 1899 noch die Samoa Inseln und das heutige Mikronesien zum deutschen Kolonialgebiet (vgl. Dietrich & Strohschein, 2019).

In einigen Gebieten unter deutscher Kolonialherrschaft kam es zu bewaffneten Auseinandersetzungen und Kriegen, die teilweise im Genozid endeten. Die Bewohner verschiedener Länder und verschiedener Völker leisteten Widerstand und gaben sich der Versklavung, Enteignung und Entmündigung durch *weiße* europäische Herrscher nicht widerstandlos hin. So kam es teilweise zu jahrelangen Unruhen und bewaffneten Auseinandersetzungen in Tansania, Namibia und Kamerun. Der von 1905 bis 1907 stattfindende Maji-Maji Widerstand in Tansania und der 1904 bis 1908 andauernde Völkermord an den Herero und Nama in Namibia, sind zwei der Auseinandersetzungen, die unter deutscher Herrschaft geführt wurden (vgl. Dietrich & Strohschein, 2019). Zum Erhalt des deutschen Kolonialgebiets wurden unzählige Menschenleben genommen.

Um eine geregelte Kolonialpolitik führen zu können, benötigen die europäischen Großmächte eine wissenschaftliche und juristische Lösung, die die Besetzung des Afrikanischen Kontinents und der gleichzeitigen Vernichtung verschiedener Völker begründen lässt. Die Rassentheorien wurden als Erklärung genutzt, warum Schwarze Menschen nicht die Gleichbehandlung verdienen, wie sie *weiße* Menschen verdienen. Eine Hierarchisierung äußerer Merkmale ist das zentrale Element der Rassentheorien. *Weiß* ist hierbei als Herrschaftskategorie angeordnet, Schwarz steht auf der

untersten Stufe. Neben *weiß* und Schwarz wurde noch in eine Rote und Gelbe <Rasse> eingeteilt. Diese künstlichen Trennlinien, gebunden an bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten, sind der Grundstein für den heutigen Rassismus. Die *weiße* <Rasse> als die überlegene darzustellen war wichtig, um eine Legitimationsgrundlage für die zwanghafte Vermittlung von Strukturen, Werten und Wissen an Schwarze Menschen, zu haben. In Europa wurde von einer Zivilisationsmission gesprochen, in der die Kolonialmächte die Überlegenen sind und den Schwarzen Bürger*innen der Afrikanischen Länder helfen, sich nach europäischen Vorstellungen zu zivilisieren. Hierbei ist bereits eine grundlegende Differenz zwischen den Kolonisierten und Kolonisierenden vorausgesetzt. Rassentheorien wurden zu Pseudowissenschaft und Intellektuelle und Gelehrte wie Immanuel Kant verbreiten Wissen, über die Verknüpfung von *weiß* mit Rationalität, Moral, Mündigkeit und Erziehbarkeit. *Weiß* wird als Norm und alles andere als Abweichung angesehen (vgl. Arndt 2019 S.661)

Auch Hegel, ein oft zitierter deutscher Philosoph hatte klare Worte zu Afrika und seiner Einschätzung: „eigentlich unter Afrika verstehen, das ist das Unaufgeschlossene, das noch ganz im natürlichen Geiste gefangen ist, und das hier nur an der Schwelle der Weltgeschichte vorgeführt werden musste.“ (Hegel, 1961). Dass die Geschichte Afrikas nicht erst mit der Ankunft der europäischen Herrscher begann und die Menschen Wissen, Geschichte und Strukturen durch die Herrschaft nicht weiter ausleben konnten, blieb im europäischen Verständnis ausgeblendet. So wurden Versklavung und Landnahme als Erziehung und Zivilisierung deklariert (vgl. Arndt, 2019).

In Deutschland war die allgemeingültige Haltung zu den Kolonien die, dass es vonnöten ist, die <niedere Rasse> auf eine höhere Kulturstufe zu stellen. Die Rassentheorien als Grundlage für diese Einstellung und die als allgemeingültig angesehene Literatur verstärkten die Distanz von *weißen* gegenüber Schwarzen Menschen noch. So schrieb Hegel: „Der menschliche Körper ist animalisch, aber wesentlich Körper für ein Vorstellendes; Aber bei dem Neger ist dies nicht der Fall, und den Menschen zu verzehren hängt mit dem afrikanischen Prinzip überhaupt zusammen; (...)“ (Hegel, 1955, S.255) Es fällt mir schwer diese Zitate auszuschreiben, jedoch ist mir wichtig aufzuzeigen, wie mit Schwarzen Menschen umgegangen wurde und was die Verbindung zu heutigen rassistischen Ausgrenzungen sind.

In allen Ländern, die unter deutscher Kolonialherrschaft standen, war <Rassen>trennung üblich, es gab kaum Berührungspunkte und die konstruierte Distanz wurde größer. So wurden Schwarze Menschen, welche nicht einmal als Menschen betitelt wurden, zu gefährlichen Menschenfressern gemacht, was grausame Verbrechen im *weißen* Raum legitimierte. Die Reaktionen vieler Schwarzer Menschen während dieser Zeit waren Verweigerung und Abwehr, diese führten jedoch oft zu einer

Verschlimmerung der Maßnahmen, da der Widerstand von den Kolonialmächten als Zeichen von Faulheit und Hinterlistigkeit gesehen wurden (vgl. Oguntoye, 1991).

Kritische Betrachtungen in Zeiten der Aufklärung, erkennen einen Widerspruch im Gleichheits- und Freiheitsgedanken in Verbindung mit dem kolonialen Besitz und der Sklaverei. Die Gleichheitsbestrebungen auf der einen und die menschenunwürdige Behandlung auf der anderen Seite, wurden so begründet, dass in den Kolonien und allgemein auf dem afrikanischen Kontinent keine Moral, Ethik oder Respekt vor dem menschlichen Leben vorhanden ist. Somit haben die Menschen dort kein Bewusstsein für Freiheit oder Gleichheit. Man müsse sie erst erziehen und zivilisieren, damit ihnen Freiheit oder Gleichheit fehlen könne (vgl. Arndt 2019, S.662).

Das Ende der deutschen Kolonialzeit, wurde nicht freiwillig, sondern durch den Versailler Vertrag, nach dem 1. Weltkrieg offiziell festgesetzt. Dieser wurde 1919 aufgesetzt und beinhaltet neben Reparationszahlungen auch Gebietsabtritte; unter anderem musste Deutschland die Herrschaft der Kolonien abtreten. Diese wurden jedoch nicht direkt zu unabhängigen Ländern, sondern unter die Herrschaft anderer europäischer Mandatsmächte gestellt (vgl. Arndt, 2019).

Die Hierarchisierung verschiedener äußerlicher Eigenschaften findet nach wie vor statt, auch wenn die Existenz von Menschen<rassen> lange widerlegt wurde. Dass Schwarze Menschen von *weißen* als nicht gleichwertig oder unnormal angesehen werden, hat also eine historische Verankerung. Wie und wo sich diese historische Verankerung erkennen lässt, wird im nächsten Kapitel beschrieben.

3.2 Aktuelle Gegebenheiten

Die Kolonialzeit hat weitreichende Spuren hinterlassen. In den ehemaligen Kolonien durch Zerstörung der Kultur und ökologischen Strukturen, aber auch in Deutschland, durch die Beständigkeit kolonialer Bilder und Wissensbestände. Das allgemeine Wissen in Deutschland über die Beteiligung an der Kolonialzeit ist jedoch kaum präsent. So wird in den Schulen nur kurz und oberflächlich auf das Thema eingegangen. Es wird angenommen Deutschland sei im Vergleich zu anderen europäischen Staaten kaum am Kolonialismus beteiligt und die Kolonialverbrechen seien nicht erwähnenswert (vgl. Arndt, 2019). Die Verharmlosung und das fehlende Bewusstsein begünstigen Distanz, Gleichgültigkeit und fehlende Verantwortung zum Thema Kolonialismus und Rassismus, insbesondere in Zusammenhang mit Deutschland. „Diese fehlende Erinnerung steht in Diskrepanz zu den realen historischen Gegebenheiten und dazu, dass der Kolonialismus ein eng mit der Versklavung und Verschleppung von Menschen aus Afrika sowie der Entstehungsgeschichte des Rassismus und der >Rassen<theorien verbundenes gesamteuropäisches Projekt war.“ (Dietrich & Strohschein 2019, S.118).

Die Entstehungsgeschichte von Rassismus und die Kolonialzeit sind also eng mit dem Rassismus von heute verknüpft, da die Unterordnung von Schwarzen Menschen, damals ihren Ursprung hatte und bis heute fortbesteht. Im Kontext des Anti-Schwarzen Rassismus und seiner Überwindung, ist die Erkenntnis über die historischen Gegebenheiten Voraussetzung, da ohne diese, eine adäquate Bearbeitung nicht möglich ist.

In verschiedenen Diskursen über Rassismus wird der Frage nachgegangen, wie sich Rassismus genau benennen lässt. Anti-Schwarzer Rassismus ist Rassismus gegen Schwarze. Es lassen sich jedoch die verschiedensten Definitionen mit Schwerpunkten auf bestimmte Menschengruppen, dem Nationalsozialismus oder der Kolonialzeit, zu Rassismus finden. Problematisch bei der Definition von Rassismus wird es, wenn sie bestimmte Menschen ausschließt und ihre Erfahrungen nicht beachtet werden, obwohl diese sich klar als rassistisch markierte Menschen ansehen. Es gibt keine allgemeingültige Antwort, was eine rassistische Erfahrung ist und wer sie erleben kann, weil die Wahrnehmungen Betroffener sich unterscheiden. Gleichzeitig unterscheidet sich die Wahrnehmung von Menschen ohne Rassismuserfahrungen, welche diesen oft mit offener Gewalt und böswilliger Intention verbinden.

Der klassische Rassismus, welcher historisch verankert ist, beruht auf der hierarchischen Unterscheidung verschiedener Menschen <rasse> und bedient sich den <Rassen>theorien. Da Schwarz als niedrigste <Rasse> eingeordnet wurde, ist dieser Rassismus gegen Schwarze gerichtet, aber ebenso gegen alle anderen Menschen die Nicht-*weiß* gelesen sind. Denn nur die *weiße* <Rasse> hatte das Privileg der Einteilung und Herabsetzung anderer, aufgrund der vermeintlichen Überlegenheit (vgl. Fereidooni & El, 2017).

Die Allgemeingültigkeit rassistischer Wissensbestände sind seit der Kolonialzeit weniger geworden, jedoch nach wie vor in allen Teilen der Gesellschaft vorhanden. Mark Terkessidis beschreibt die Verankerung von Rassismus in der Gesellschaft so: „Das Wissen um sozial konstruierte Rassen und die damit einhergehenden (de)privilegierenden Positionen kann u.a. in der Sozialisation von Individuen verortet werden. Somit wächst jeder Mensch, der in der BRD sozialisiert wird, mit dem Wissen auf, das als „rassistisches“ Wissen bezeichnet werden kann.“ (Terkessidis, 2004, S.10). Dieses Rassistische Wissen lässt sich auf verschiedenen Ebenen im Alltag erkennen, oftmals auch subtil. Es zeigt sich beispielsweise in scheinbar harmlosen Witzen oder Stereotypisierungen.

Unterschieden wird Rassismus in strukturell, institutionell und individuell verankert. Der Strukturelle Rassismus ist kaum offen erkennbar, da er auf den historisch gewachsenen Strukturen basiert, welche selten hinterfragt werden. Er begünstigt auf struktureller Ebene eine Benachteiligung bestimmter Gruppen, welche Ausgrenzung und Barrieren in der gesellschaftlichen, ökonomischen

und politischen Organisation zur Folge hat. Institutioneller Rassismus zeigt sich in diskriminierenden Prozessen, Einstellungen und Verhaltensweisen von Organisationen oder Institutionen. Dem Versagen von Leistungen oder Ausgrenzung. Diese Verhaltensweisen sind nicht zwingend an eine Person gebunden, sondern sind auch durch Routinen, Verfahrensvorschriften oder Regeln verfestigt. Der Individuelle Rassismus bezieht sich auf direkte Handlungen und Interaktionen zwischen Menschen. Er zeigt sich auf der persönlichen Ebene durch bewusste oder unbewusste Herabsetzung von Menschengruppen und ist häufiger sichtbar (vgl. Fereidooni & El 2017).

Der klassische Rassismus ist auf allen Ebenen der Gesellschaft erkennbar und Schwarze Menschen in Deutschland leben schon lange Zeit unter dieser Bedingung. In den nächsten Kapiteln werden Ausführungen von Betroffenen gemacht, welche helfen sollen, rassistische Interaktionen zu erkennen.

4. Schwarze Geschichte in Deutschland

In Erfahrungsberichten aus dem Buch „Farbe bekennen – Afrodeutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte“ von 1986 erzählen Afro-deutsche Frauen aus der Zeit des Kaiserreichs, der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus. Diese Ausführungen nutze ich für einen Blick auf das Leben Schwarzer Menschen in Deutschland, im Laufe der letzten Jahrzehnte.

Im Zuge der Beendigung des 1. Weltkriegs, was auch das Ende der deutschen Kolonialherrschaft mit sich brachte, wurde das Rheinland Gebiet durch französische, belgische, amerikanische und britische Truppen besetzt. In den Truppen der Besatzungsmächte waren auch Schwarze Soldaten, welche für die Europäer in den Krieg zogen, mussten. Die Tatsache, dass Schwarze Männer in Deutschland lebten, war eine besondere Demütigung für die Allgemeinheit und Parteien forderten den Abzug der <farbigen> Truppen, da sie eine Gefahr für die *weißen* deutschen Frauen und Kinder darstellen würden. Die *weißen* Soldaten der Besatzungsmächte stellten nicht das Problem dar. Das angebliche Wissen, über die unterschiedlichen Eigenschaften von Schwarzen und *weißen*, bietet Argumente dafür, dass es nicht akzeptabel ist, dass Schwarze Menschen Teil des Lands besetzen (vgl. Oguntoye et. al., 1991). Die offene Grundhaltung in Deutschland, war, dass Schwarze Menschen gefährlich sind und wieder gehen sollten. Dies wurde nie ausreichend aufgearbeitet.

Die ersten Afro-Deutschen Kinder wurden geboren, aber der Öffentlichkeit verschwiegen, denn das freiwillige Zusammensein einer deutschen Frau mit einem *Schwarzen* wurde nicht akzeptiert, da es die angebliche Bedrohung widerlegt. Die mit den rassistischen Begriffen <Mulatte> und <Mischling> bezeichneten Kinder, wurden in der deutschen Wahrnehmung lange Zeit als minderwertig und falsch angesehen. Das Leben Schwarzer Menschen in Deutschland wurde auch durch die Öffentliche Berichterstattung erschwert und problematisiert: „In einem Zeitungsbericht der <Germania> im

September 1920 hieß es beispielsweise, dass es ja eine bekannte Tatsache sei, daß Mischlingskinder die Laster von beiden Elternteilen erben würden.“ (Oguntoye et. al., 1991, S.51).

Unter diesen Vorstellungen wurden in der Weimarer Republik nicht nur die Kinder, sondern auch deren *weiße* Mütter angegriffen und verachtet. Aus einer Angst vor Vermischung, wurden Zwangsterilisationen Afro-Deutscher gefordert und diese wurden, insbesondere wenn die Kinder ohne den Schutz der Eltern waren, auch durchgesetzt. Mit Aufkommen des Nationalsozialismus, verstärkten sich diese Forderungen und Mütter ungeborener Kinder sollten zu Abtreibungen gezwungen werden. Gleichzeitig forderte Adolf Hitler eine Erhöhung der Geburtenrate *weißer* Frauen und verbot ihnen die Abtreibung. Bis 1937 wurden 400 Zwangssterilisationen aktenkundig, welche keinem Gesetz zu Grunde lagen (vgl. Oguntoye et.al., 1991).

Afro-deutsche wurden lange Zeit nicht anerkannt und stark abgelehnt, das zeigt auch das Zitat von Dr. Hans Macco in „Rassenprobleme im Dritten Reich“: „Diese Mulattenkinder sind entweder durch Gewalt entstanden oder aber die weiße Mutter war eine Dirne. In beiden Fällen besteht nicht die geringste moralische Verpflichtung gegenüber dieser fremdrassigen Nachkommenschaft.“ (Macco zitiert nach Oguntoye et. al., 1991, S.53).

Die Schwestern Anna und Frieda beschreiben ihr Leben als Afro-deutsche Frauen zu dieser Zeit. Ihr Vater sollte 1891 von Kamerun nach Deutschland kommen, um auf Veranlassung des Kaisers ausgebildet zu werden. Er erhielt 1896 die deutsche Staatsbürgerschaft, heiratete eine Ostpreußin und die Kinder kamen. Der Vater lebte kaisertreu und die Familie war beliebt in der Kleinstadt, in der sie lebten, bis der Nationalsozialismus in Deutschland stärker wurde. Ab 1932 erlebten sie Beschimpfungen auf der Straße, sie hatten keine Arbeitsmöglichkeiten, weil nur <Arier> eingestellt wurden und wenn sie Arbeit bekamen, dann wurde sie schnell entlassen, weil sich Kunden beschwerten. Auch die eigene Tante wendete sich von Ihnen, den Schwarzen Mitglieder der Familie ab. In der Schule mussten sie sich <Rassenkunde> anhören, es wurde über die schlechten Eigenschaften von <Mischlingen> gesprochen. Anna und Frieda mussten sich in der Schule anhören, wie sie als Schande und teuflisch betitelt wurden. Die Stadt, in der sie sich bisher willkommen gefühlt hatten, wendete sich von ihnen ab, Freund*innen, Arbeitsstätten und Bibelkreise hießen sie nicht mehr willkommen, sondern mieden sie. Auch in ihrem persönlichen Umfeld erfolgten Zwangssterilisationen, Schwarze wurden ins KZ verschleppt, von den Sondereinheiten der Wehrmacht eingesammelt und zu Zwangsarbeit gedrängt (vgl. Oguntoye et al, 1991). Auch Sie mussten sich versteckt halten und lebten voller Angst, während des 2. Weltkriegs.

Afro-Deutsche nach 1945, welche „Besatzungskinder“ genannt wurden, erhielten wie Asiatisch-Deutsche keine Anerkennung als politisch Verfolgte nach dem Krieg. Ab den 1950er Jahren erfolgten

Untersuchungen von Afro-Deutschen Kindern in der Annahme sie bringen eine besondere, angeborene Benachteiligung mit sich (vgl. Oguntoye et. al., 1991). In einer deutschen Wochenzeitung hieß es: „Eine besondere Gruppe unter den Besatzungskindern bilden die 3.093 Negermischlinge, die ein menschliches und rassisches Problem besonderer Art darstellen. ... Die verantwortlichen Stellen der freien behördlichen Jugendpflege haben sich bereits seit Jahren Gedanken über das Schicksal dieser Mischlinge gemacht, denen schon allein die klimatischen Bedingungen in unserem Lande nicht gemäß sind. Man hat erwogen, ob es nicht besser für sie sei, wenn man sie in das Heimatland ihrer Väter verbrächte. ...“ (Das Parlament, (1952) zitiert nach: Oguntoye et. al., 1991, S.86). Die Probleme fehlender Toleranz waren kein Thema, und das Problem wurde bei den Kindern gesucht, was mit der ohnehin feindlichen Einstellung den Besatzungsmächten gegenüber, in Verbindung mit an Rassentheorien angelehnte Vorurteile, erklärbar ist. Die Vorurteile gegenüber den Afro-Deutschen Kindern sind beispielsweise die Zuschreibung einer natürlichen Unbändigkeit, und einer geistigen Entwicklung welche der, der *weißen* nicht nahekommt (vgl. Oguntoye et. al., 1991, S.86).

Die Internationale Vereinigung für Jugendhilfe schätzte die Kinder von Besatzungsangehörigen auf 94.000, was einer deutlich höheren Zahl entspricht, die bis zu diesem Zeitpunkt angenommen wurden. Da bei Studien keine Begabungs- oder Verhaltensauffälligkeiten festgestellt wurden, werden die Erzieher*innen dazu angehalten bei Schwarzen Kindern keinen Unterschied zu machen. So heißt es im Kultusministerium Baden-Württemberg: „Die Lehrerschaft hat ihre ausgleichende Aufgabe erkannt und danach gehandelt. Denn ein echter Erzieher verhält sich schon aus Berufsethos heraus zum farbigen Kind genauso wie zu einem weißen Kind. Was kann denn das Kind dafür?“ (Kultusministerium Baden-Württemberg zitiert nach: Oguntoye et. al. 1991, S.95). Hier wird nach einer Schuld der Existenz des Kindes gesucht, als wäre an Schwarzer Haut etwas falsch und es sei ein Unglück dieses Aussehen zu haben. Eine gesunde Mutter-Kind-Beziehung wurde so häufig durch äußere Umstände erschwert. Es entstehen ambivalente Familienbeziehungen, teilweise sind Mütter sogar schambesetzt, dass sie ein Schwarzes Kind gezeugt haben, da es von der Öffentlichkeit oder Familienmitgliedern als falsch angesehen wurde (vgl. Oguntoye et. al., 1991, S.95).

Der Erfahrungsbericht von Helga Emde, welche 1946 geboren wurde zeigt, wie sie als Kind eines Schwarzen amerikanischen Soldaten und einer *weißen* Mutter, in Deutschlands Nachkriegszeit lebte. Sie hatte keinen Kontakt zu ihrem Vater und auch sonst kaum zu Schwarzen. Für die Mutter war ihre Existenz eine Art Konsequenz und das gab sie ihr auch zu spüren, indem sie Helgas *weißen* Schwester einen liebevolleren Umgang zukommen ließ. Helga verinnerlichte selbst, was ihr das außen zeigte und empfand ein Gefühl von Angst vor Schwarzen Menschen. Sie sah *weiß* als edel, perfekt und erstrebenswert an, glättete ihre Haare und kniff die Lippen zusammen, dass sie schmaler wirkten. Im Umgang mit anderen, versuchte sie unauffällig zu bleiben, nichts zu fordern und immer freundlich zu

sein. Sie beschreibt den Umgang mit ihren Gefühlen wie folgt: „Ich musste früh lernen Verletzungen und Kränkungen zu ertragen, d.h. sie zu verdrängen, abzuspalten, um nicht permanent verletzlich und angreifbar zu sein.“(Emde, zitiert nach: Oguntoye et. al. 1991, S.105). Dieses permanente Unterdrücken von Emotionen, kann zu starken inneren Konflikten führen.

Die verinnerlichte Distanz zu anderen Schwarzen erlaubte Helga lange, ihre eigene Hautfarbe zu verleugnen und zu ignorieren. Als sie aber einen Schwarzen Soldaten als Freund hatte, war sie glücklich keine Außenseiterin mehr zu sein und fühlte sich zum ersten Mal verstanden. Gleichzeitig hatte sie manchmal Angst, in Begleitung ihres Mannes, noch auffälliger für *weiße* Menschen zu sein. Als sie später dann einen weißen Mann heiratet, fühlte sie sich zwar dazugehörig, jedoch fehlt ihr oft die Solidarität aufgrund fehlenden Verständnisses für rassistische Situationen. Die Schwester ihres *weißen* Mannes erzählte Helga Emde von der Erkenntnis ihrer Psychoanalyse. Das Ergebnis war: ihr Schwarz sein mache der Schwester Angst, auch wenn sie mit Helga befreundet war. Mit solchen Aussagen werden Schwarze Menschen konfrontiert und diese direkte Abneigung gegen die Hautfarbe, unabhängig von den persönlichen Beziehungen führen zu wiederkehrenden Gedanken über den eigenen Selbstwert. Erst nach langer psychotherapeutischer Begleitung, viel Zeit und einem Flug nach Zimbabwe kann sich Helga Emde zum Schwarz sein bekennen und ihre Schwarze und *weiße* Identität leben (vgl. Oguntoye et. al., 1991).

Astrid Berger beschreibt ebenfalls ihr Dasein als Schwarze Deutsche: „Öfter werden Fragen an mich gestellt: wie „sind sie nicht froh, daß sie immer hier bleiben dürfen?“ und es ist enorm schwierig, den Fragenden zu erklären, daß ich eine Deutsche bin und nirgends anders hingehen kann. Durch meine schwarze Haut befinde ich mich so oft in der Position des Erklärenden und der sich Verteidigenden, und das ist schon so, solange ich ´denken kann.“ (Berger, zitiert nach: Oguntoye et. al., 1991, S.120).

In diesen Positionen finde ich mich auch häufig wieder. Dass man nicht automatisch als Teil der Gesellschaft angesehen wird, hat sich im Laufe des Schwarzen Lebens in Deutschlands kaum verändert. Nach wie vor wird die Zugehörigkeit zu Deutschland, mit *weißer* Hautfarbe verbunden.

In diesem Kontext entwickelten sich auch die Selbstbezeichnungen Schwarze Deutsche und afrodeutsch. Sie machen die Anwesenheit der Personengruppe in Deutschland sichtbar und verbinden die Attribute Schwarz sein und Deutsch sein, trotz angenommener Unvereinbarkeit. Die Normalisierung der Begriffe schafft eine Ebene der Zugehörigkeit und einer klaren Identität. Inzwischen gibt es selbstorganisatorische Vereine wie die „Initiative Schwarze Menschen in Deutschland“ (ISD) und „Schwarze Frauen in Deutschland“ (ADEFRA) welche Netzwerke und gemeinsamen Austausch bieten, für alle, die sich als Schwarz identifizieren. (vgl. Al-Samarai, 2019)

Als Schwarz bezeichnen sich Menschen afrikanischer oder afro-diasporischer Herkunft aber auch andere PoC. Die Beurteilung, ob jemand Schwarz ist, kann also nicht an einem Farbton festgemacht werden, sondern daran, ob jemand sich als Person fühlt, die aufgrund rassifizierter Merkmale nicht zur Mehrheitsgesellschaft gehört und Rassismus erfährt.

Unterschiedliche Formen von Rassismus haben als Gemeinsamkeit, das Verweisen auf untergeordnete Plätze und den Ausschluss aus der deutschen Gesellschaft. Fragen zur Zugehörigkeit sind aber auch bei Debatten innerhalb unterschiedlich rassifizierter Gruppen ein Thema. Die POC Perspektive, schließt alle „People of Colour“ ein, die als gemeinsame Verbindung unterschiedliche Rassismus Erfahrungen haben. Dieser multiperspektivische Blickwinkel, ist eine Selbstbezeichnung für alle nicht-*weißen* Menschen. Asiatisch-, Türkisch-, Arabisch-; Afro-, Jüdisch-, (-deutsche). Mit dem POC Begriff kann sich auch jede*r bezeichnen, der Rassismus Erfahrungen erlebt oder sich aufgrund verschiedener Merkmale nicht zur *weißen* Gesellschaft zugehörig fühlt. Die People of Colour Perspektive ist noch im Prozess und entwickelt sich, kann aber als Dach für soziale und politische Thematisierung dienen, die alle rassifizierten Menschen einschließt (vgl. Dean, 2019)

Es gibt auch Personen, die sich nicht mit den Wörtern identifizieren können oder die Zuschreibung an sich nicht zulassen möchten. Mit Nachdruck erinnere ich daran, es kollektive Begriffe sind, die spezifische Erfahrungen kennzeichnen und sich nicht auf die Hautfarbe beziehen, sondern auf damit verbundene Benachteiligung. Im allgemeinen Sprachgebrauch, sollte nicht auf die gesellschaftspolitische Position hingewiesen werden, in rassismuskritischen Diskursen, wenn eine Benennung notwendig ist, kann jedoch auf die vorhandenen, politisch korrekten Selbstbezeichnungen zurückgegriffen werden.

Die Entwicklung von Selbstbezeichnungen, ist insbesondere notwendig, wenn *weiße* Menschen rassistische, negativ besetzte Bezeichnungen verwenden, um Schwarze Menschen zu beschreiben. Auch wenn die Abwertung versteckt erfolgt, ist sie für Betroffene Menschen sichtbar. Wie häufig Situationen von Abwertung und Ausgrenzung aufgrund der Hautfarbe erlebt werden, wird das folgende Kapitel aufzeigen.

5. Alltagsrassismus

Der Alltag Nicht-*weißer* Menschen in Deutschland ist geprägt von Situationen on denen sie, aufgrund der Hautfarbe, des Aussehens, der Sprache, der Religionszugehörigkeit, einem unbekanntem Namen oder einer anderen Staatsangehörigkeit in eine Position eines „Fremden“ geschoben werden. Durch den Irrtum, Rassismus sei mit physischer Gewalt verbunden und gehöre der Vergangenheit an, werden diese Situationen von der Mehrheitsgesellschaft oft nicht als rassistisch verstanden. Die

Annahme Rassismus sei eine offene Form der Ablehnung, welche in einer bösen Absicht stattfinden muss, ist weit verbreitet (vgl. Schramkowski & Ihring, 2018).

Das fehlende Verständnis, führt dazu, dass die Betroffenen von Rassismus meist die einzigen sind für die diese Rassismus Erfahrungen sichtbar und alltäglich sind. Der Begriff Alltagsrassismus markiert das alltägliche und Rassismus wird nicht als Ausnahme beschrieben. Denn für Betroffene ist Rassismus die Regel.

Die strukturelle Verankerung von Rassismus im Alltag, zeigt sich beispielsweise in den Partizipationschancen von Schwarzen Menschen und Rassismus-Betroffenen. Die Chancen auf dem Arbeitsmarkt oder der Wohnungssuche sind deutlich schlechtere und es ist schwer, trotz ausreichenden Qualifikationen, eine angemessene Stelle oder Wohnung zu finden. Anhand Nachnamen oder Hautfarbe werden Bewerber*innen für gewisse Wohnungen oder Arbeitsstellen ausgeschlossen und auch im Bildungsbereich, spielt neben Leistungen auch oft der familiäre Hintergrund eine Rolle für die Bildungschancen (vgl. Schramkowski & Ihring, 2018).

Die Hautfarbe, welche nicht änderbar ist, wird zu einer Herausforderung für Schwarze Menschen, denn sie hat eine Bedeutung, der nicht entkommen werden kann.

Alice Hasters, eine Schwarze Deutsche Journalistin und Autorin beschreibt in ihrem Buch „Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen, aber wissen sollten“ ihr Leben in Deutschland, welches von Alltagsrassismus geprägt ist (vgl. Hasters, 2020). Die Situationen, die sie erlebt spiegeln meine Wahrnehmung von Alltagsrassismus teilweise wider, weshalb ich mich auch auf ihre Erfahrungen beziehe.

Während sie kellnerte, wurden von Kunden Verbindungen zu einer fremden Frau hergestellt, welche Alice Hasters nicht kannte. Erst ging sie von einer Verwechslung aus, aber schnell merkte Sie, dass die Bemerkungen aufgrund ihrer Hautfarbe getroffen wurde (vgl. Hasters 2020). Die Verbindung durch die einzige offensichtliche Gemeinsamkeit Hautfarbe, ist unangebracht da sie Schwarzen Menschen die Individualität abspricht.

Racial Profiling, das systematische Kontrollieren Schwarzer Personen, ohne Anhaltspunkte der Polizei durch die verinnerlichten, negativ besetzten Vorurteile ist eine institutionell verankerte Form von Alltagsrassismus. Die Polizist*innen untersuchen Personen nur aufgrund der Hautfarbe, die in diesem Fall ein Hinweis auf Kriminalität darstellt.

Als ich einen Aushilfsjob in einem Bekleidungsgeschäft hatte, bekam ich von den Mitarbeitern Hinweise auf „besondere“ Kunden zu achten, damit diese nicht stehlen. Meistens waren es Schwarze Frauen, oder Frauen mit Kopftüchern, gestohlen hat von Ihnen aber nie jemand. Die Anweisung kam

mit einer Selbstverständlichkeit, als wäre es bekannt, dass man auf diese Klientel besonders aufpassen muss. Das Racial Profiling begegnet Schwarzen Menschen also nicht nur bei der Polizei, sondern auch beim Einkaufen. Auch Alice Hasters wurde als 13-jähriges Mädchen des Diebstahls bezichtigt. Sie wurde angeschrien und die Situation löste sich erst, als ihre *weiße* Freundin einschritt und sie in Schutz nahm (vgl. Hasters, 2020).

Die Zuschreibung bestimmter, oft negativer Eigenschaften, welche vermeintliches Wissen darstellen, möchte ich nicht hinnehmen. Es kostet jedoch Kraft und Mut, in Konfrontation zu gehen und auf das Fehlverhalten hinzuweisen. Es sollte anzunehmen sein, im Falle einer Konfrontation zu einer Lösung des Konflikts zu kommen, was aber häufig nicht der Fall ist. *Weiß*e Menschen mit den Äußerungen zu konfrontieren, führt oft dazu, dass die Erfahrung für die Betroffenen verschlimmert werden. Es kommt zu Abwehrreaktionen, weil die meisten Menschen nicht glauben möchten, dass ihre Aussage verletzend sein kann und sie selbst Rassismus als etwas anderes definieren.

Eine weitere rassistische Situation, von der ich berichten möchte, erlebte ich in meiner Schulzeit mit 13 Jahren. Ich besuchte eine Klassenkameradin zuhause, mit der ich befreundet war. Die Familie hatte einen großen Hund, welcher an eine Kette gebunden war und laut bellte. Meine Erinnerung ist nicht mehr ganz da, aber man sagte mir, dass diese Hunderasse früher speziell auf Menschen wie mich abgerichtet wurde und er wegen meiner Anwesenheit so aggressiv ist. Ich blieb den Tag noch bei dieser Freundin, traute mich aber nicht etwas dazu zu sagen. Ein zweites Mal habe ich sie nicht besucht, aber längere Zeit machte ich mir Sorgen bei ähnlichen Hunden, denen ich begegnete. Ich kann mich nicht daran erinnern, wie unwohl ich mich in diesem Moment fühlte, aber selbst jetzt beim Schreiben, tut diese Situation noch weh. Dass ich als junges Mädchen solche Aussagen hören musste, ohne konkretes Wissen über Rassismus führte dazu, dass ich dachte, das Problem wäre meine Hautfarbe und das stellte meinen Selbstwert in Frage.

Ich wurde schon oft überrascht angesehen und mir wurde gesagt, dass ich ja so gut Deutsch spreche. Die unglaublichen Blicke, wenn ich sage, dass ich außer Deutsch keine andere Sprache spreche, zeigen wie deutlich für diese Menschen Deutsch sein mit *weiß* sein verknüpft ist. Ebenso bei der Frage, wo ich herkomme, bei der die Menschen mit meiner deutschen Geburtsstadt nicht zufriedengestellt sind. Diese Zuschreibungen, die uns ausgrenzen uns absprechen ein legitimer Teil von Deutschland zu sein, wirken sich auf das Zugehörigkeitsgefühl aus. Das automatische Verweisen auf einen Platz außerhalb Deutschlands ist umso schlimmer, da ich kaum einen Bezug zum Herkunftsland meines Vaters habe und somit auch keinen anderen Ort als Heimat verstehe.

Weitere alltägliche Situationen, sind Zuschreibungen, die vermeintlich positiv besetzt sind. Vorurteile wie „Schwarze sind gut in Basketball, können gut Tanzen und Singen und haben alle gutes

Rhythmusgefühl“. Diese positiven Attribute, kommen jedoch nicht durch das Können individueller Personen zustande, sondern aufgrund der Hautfarbe. Bei dieser als „positiver Rassismus“ bekannten Bewertung steht nicht die Fähigkeit, sondern die rassifizierte Zuschreibung im Vordergrund. Hartes Training und Talent werden relativiert, da diese Fähigkeiten als „Teil des Schwarz-seins“ angesehen werden. Positiv ist keine Art von Rassismus, auch nicht eine die als Kompliment verpackt ist. Schwarze Personen die andere Eigenschaften haben, oder diese nicht mitbringen, werden oft nicht wahrgenommen oder zu Erklärungen aufgefordert (vgl. Hasters, 2020).

Besonders problematisch bei diesen Äußerungen ist, dass das Gegenüber die Absicht hat ein Kompliment zu machen oder etwas Positives zu sagen, was im allgemeinen Verständnis nicht mit Rassismus übereinstimmt. Demnach wird die Verletzung relativiert, da angenommen wird, die positive Intention schließt Rassismus aus.

Rassistischen Gedanken und Äußerungen beziehen sich oft auf Haut und Haare Schwarzer Menschen, da anhand dieser Attribute die Unterscheidung getroffen wird. In meinem Alltag entstanden unzählige Situationen in denen Aufgrund meines Aussehens Fragen oder Interesse entstand, in all diesen Situationen, fühlte ich mich als wäre etwas an mir ungewöhnlich oder als würden die anderen mich nicht als normalen Menschen wahrnehmen.

Das mir Menschen ungefragt in die Haare greifen ist für mich sehr unangenehm. Ebenso die darauffolgenden Reaktionen. Vergleiche zu Schafen, Wolle, Stroh oder die Frage nach der Steckdose sind für außenstehende vielleicht amüsant, ich ertrage diese Situationen voller Scham und verurteilte lange Zeit meine Haare dafür. Ohne dass ich nach einer Meinung zu meinen Haaren frage, wird sie kundgetan. Ähnliche Erfahrungen beschreibt auch Alice Hasters in ihrem Buch. In Werbespots wird unsere Haarstruktur „kraus, widerspenstig und wild“ genannt und die vorgestellten Produkte helfen dabei, sie zu bändigen und das „Problem“ zu beheben. Das weltweite Ideal sind lange, glatte Haare, besetzt mit Attributen wie seidig und geschmeidig (vgl. Hasters, 2020).

Viele Schwarze Frauen tragen Perücken und Haarverlängerungen, und entsprechen damit mehr dem *weißen* Schönheitsideal. Glatte Haare, werden durch chemische Haarglättungen herbeigeführt, welche die natürliche Haarstruktur zerstören und trotz Verätzungsgefahr angewendet werden. Ich habe von meinem *weißen* Umfeld oft die Frage bekommen, wie ich mit geglätteten Haaren aussehe, und dass es sicher schön wäre. Zu meinen natürlichen Haaren kam oft wie lustig sie abstehen, wie wild sie sind oder warum ich sie nicht offen trage.

Afro Haare werden meist nicht mit Professionalität und Seriosität verbunden. Alice Hasters trägt ihre Haare bei Bewerbungsgesprächen und Interviews dementsprechend oft zusammengesteckt, so dass keine Assoziationen aufkommen (vgl. Hasters, 2020).

Ich trage bis heute selten meinen Afro, ich habe das Gefühl die umstehenden Menschen werden dann noch eher eingeladen sich dazu zu äußern oder einfach hineinzugreifen. Diese Hemmung durch die Reaktion von außen, das eigene Aussehen auszuleben, präventiv unangenehme Situationen vermeiden wollen, ist eine von vielen Auswirkungen alltäglicher rassistischer Situationen.

Das Thema Haut, bringt ebenso viele Situationen hervor die den Alltag Schwarzer Menschen auf verschiedene Weise prägen. Diese beginnen schon im Kindergarten, bei der Benennung des beige/rosa Stifts mit „Hautfarbe“. Das diese nicht alle Menschen mit einschließt, ist vielen Menschen nicht bewusst. Auch mir als Kind war die Bedeutung lange nicht bewusst und ich habe diesen Stift selbstverständlich ebenfalls Hautfarbe genannt, auch wenn es nicht meine eigene war. Alltägliche Vergleiche, die von *weißen* vorgenommen werden, sind „Cappucino, Schokolade, Karamell“. Objekte die nichts mit uns als Personen zu tun haben, sondern Bemerkungen über die Hautfarbe sind, welche im Alltag Schwarzer Menschen so oft thematisiert wird (vgl. Hasters, 2020).

Die Annahme Schwarze Haut wäre nicht die gleiche Haut wie *weiße*, zeigt sich in Fragen die ich jährlich im Sommer zu hören bekomme. Bekannte und Unbekannte fragen, ob ich noch brauner werden kann und ob ich überhaupt Sonnenbrand bekomme. Ja. Jede Haut funktioniert gleich und besteht aus den gleichen Bestandteilen. Je mehr des Pigments Melanin in der Haut ist, desto dunkler ist die Haut. Auch *weiße* Menschen haben Melanin, nur nicht so viel. Das Melanin kann die Haut vor Sonneneinstrahlung schützen, aber nur zu einem gewissen Maß. (vgl. Hasters, 2020).

In ihrem Buch erwähnt Alice Hasters auch, dass es Cremes gibt, die einen Bleaching Effekt haben und welche explizit von Schwarzen Menschen genutzt werden, um ihre Haut aufzuhellen. Diese Produkte sind meistens giftig und gefährlich in ihrer Anwendung. Das Streben nach heller Haut, erklärt sich durch die öffentliche Wahrnehmung der Schönheitsideale (vgl. Hasters, 2020).

Von einer Schulfreundin hörte ich auch mal, dass ich ja froh sein kann, dass ich nicht ganz Schwarz bin, sondern <Mulatte>. In diesem Moment merkte ich, dass auch ich im Kontext des Rassismus privilegiert bin.

Die ungleiche Behandlung aufgrund von Hautfarbe zwischen zwei gleich-rassifizierten Menschen benennt Alice Walker, eine afro-amerikanische Schriftstellerin als „Colorism“ (vgl. Alice Walker, 1882)

Hasters schreibt in ihrem Buch wiefolgt über Colorism: „Auch unter Schwarzen gibt es eine Hierarchie. Je näher man dem eurozentristischen Schönheitsideal kommt, desto größer werden die Aufstiegschancen, desto mehr Repräsentation in den Medien, als desto begehrenswerter gilt man.“ (Hasters, 2020, S.130).

Diese Abstufung, kann ebenfalls als Folge der Kolonialzeit gesehen werden, denn je weiter man*frau von *weiß* entfernt war, desto weniger wurde man*frau als Mensch behandelt.

Schwarze Frauen betrifft auch eine Intersektionalität durch Rassismus und Sexismus. Die Überschneidung der Diskriminierungsformen führt im Alltag Schwarzer Frauen oft zu Sexualisierung. Dies hat schon lange Traditionen, was Alice Hasters in ihrem Buch verdeutlicht. 1810 wurde die junge Sarah >Saartje< Bartman vom Volk der Khoikhoi aufgrund ihres großen Po's von Südafrika nach Europa verschleppt um dort in Ausstellungen vorgeführt zu werden. Die *weißen* Gäste beobachteten sie, kniffen sie und bestaunten ihren Körperbau. Flyer von der sogenannten <Hottentotten Venus> wurden in Europa verteilt und Sarah wurde mehrfach an verschiedene Länder verkauft, um dort den Menschen gezeigt zu werden. <Hottentotten> ist ein Wort, welches von *weißen* Siedlern abwertend für die Khoikhoi genutzt wurde. Die Darstellung Schwarzer Frauen war von Sexualität und Triebhaftigkeit geprägt, welche einerseits anziehend und verführerisch auf *weiße* Männer wirkte, die *weiße* Liebe aber als die romantische, schützenswerte und vernünftige angesehen wurde. Vergewaltigungen an Schwarzen Frauen wurden abgetan und ignoriert, mit der Begründung die Schwarze Frau habe einen unstillbaren Sexualtrieb und könne somit nicht gegen ihren Willen Sex haben. Sarah wurde von ihrem letzten <Besitzer> festgebunden und durch die Stadt geführt, selbst nach ihrem Tod wurde ihr Körper missbraucht und bis 1974 im Musee de l'Homme ausgestellt (vgl. Hasters, 2020)

An einigen Tagen wäre ich jedoch gerne unsichtbar, denn ich fühle mich die meiste Zeit beobachtet und ärgere mich, dass ich nicht einfach als normal angesehen werden kann, sondern immer diese besondere Stellung habe. Die interessierten oder abwertenden Blicke, erinnern mich an manchen Tagen an Gegebenheiten der Vergangenheit.

In Europa gab es noch bis 1958 sogenannte <Menschenzoos>, in denen Schwarze Menschen eingesperrt und begutachtet wurden. Schwangere, Personen mit Einschränkungen und Nackte, brachten Carl Hagenbeck, welcher eigentlich Tierhändler war, besonders viel Geld ein (vgl. PETA, 2018).

Auch fehlende passende Strumpfhosen, Make-Up, Pflaster und Haarprodukten für Schwarze Menschen in deutschen Drogerien, zeigt, dass wir nicht als gleichwertiger Teil der Gesellschaft angesehen werden. Jede einzelne Situation ist für Schwarze Menschen unangenehm und kostet Kraft. Die Wiederholung und Erkenntnis, macht Rassismus nicht zu einem einmaligen Problem, sondern zu einem Problem, welches das Leben begleiten wird.

Bewusstsein für Rassismus ist Voraussetzung, um diesen im Alltag zu erkennen, oft werden Situationen von *weißen* jedoch als Empfindlichkeit und Humorlosigkeit benannt. Wenn diese

Personen die Erfahrungen machen würden, die wir als Schwarze Menschen machen, und das Wissen darüber haben würden, wie Rassismus historisch verankert ist, wären Redewendungen, Witze und Sprüche auch für sie sicher nicht lustig oder angebracht.

5.1 Sprache

Um Schwarze nicht als Menschen zu betiteln, sondern als etwas „anderes“ zu konstruieren, wurden verschiedene Begriffe verwendet, die bis heute nicht verschwunden sind. Mit Blick auf die Geschichte lässt sich sagen, dass sowohl das Wort <Mohr> welches ich ab jetzt mit <M.> abkürze als auch das Wort <Neger> welches ich ab jetzt mit <N.> abkürze, eine rassistische Vergangenheit und rassistische Konnotationen haben. <N.> lässt sich auf unterschiedlichen Sprachen mit schwarz übersetzen, dieses Argument kommt auch häufig bei Diskussionen um Sprachpraxen. Da die Geschichte des Worts jedoch eine klar rassistische ist und dieses Wort auf der Tatsache beruht, dass *weiße* den Schwarzen die Menschlichkeit abgesprochen haben und ihnen somit ein anderes Wort als „Mensch“ gegeben haben, ist eine Verwendung von *weißen* immer diskriminierend. Als <N.> wurden Schwarze benannt, sie stellten in den Augen der Kolonialisten, das Bindeglied zwischen der Mensch- und der Tierwelt dar. In ihren Augen haben <N.> keine Geschichte, Kultur oder Sprache. Mit der Bezeichnung wird eine klare Unterordnung vorgenommen (vgl. Arndt, 2019). <N.> ist kein Begriff der Schwarze Menschen bezeichnet, weil die Bedeutung des Begriffs nicht die Menschen wie sie sind widerspiegelt, sondern wie sie von *weißen* Menschen ein- und abgeschätzt werden und wurden.

Ein schlechter Kaffee wird als <N.> bezeichnet, er dient als zweifelsfrei abwertende Metapher. <Ich bin nicht dein N.> und <man steht da wie der letzte N.> sind ebenfalls Redewendungen, die in *weißen* Gesellschaften bedenkenlos geäußert werden. Die an den Begriff geknüpften Vorstellungen sind die eines Dieners, jemand der versagt oder einen niedrigen Status hat. Die Sprachschöpfung und die gängige Bezeichnungspraxis sind nicht vom Kolonialismus, der Versklavung und Abwertung afrikanischer Menschen trennbar, demnach sollte das Wort ersatzlos gestrichen werden (vgl. Arndt, 2019).

In Deutschland findet das Wort bis heute Verwendung, auch wenn inzwischen im Duden auf den stark diskriminierenden Gehalt des Wortes hingewiesen wird, gibt es vielerorts eine Weigerung auf bestimmte Begriffe die *weiße* für Schwarze erstellt haben, zu verzichten. Die Tatsache, dass dieses Wort für *weiße* Menschen nicht so ein Problem darstellt, wie es für mich darstellt, zeigt sich durch: „Wir haben das schon immer so gesagt“. Diesen Satz habe ich so gehört, und er zeigt das Problem auf. Das „Wir“ beinhaltet nur die *weißen* Menschen, die das Privileg der Definitionsmacht haben, ich gehöre in diesem Fall nicht zu diesem „Wir“. Auch wenn das Wort <N.> beispielsweise im Hip-Hop von Schwarzen verwendet wird, hat es eine andere Wirkung. Das Wort wird genutzt, um ihm die Macht zu nehmen. Das dieses Wort von Schwarzen verwendet wird, ist auch innerhalb der

rassifizierte Gruppe ein Diskussionsthema, da es so nie vollständig aus den Köpfen vieler *weißer* Menschen verschwinden wird.

Meine Gefühle in Bezug zu diesem Wort kann ich kaum ausdrücken. Wut über die Unkenntnis meines Gegenübers, Trauer über die andauernden Verletzungen, Gleichgültigkeit weil ich zu müde bin eine Erklärung zu geben, warum das Wort nicht akzeptierbar ist. An manchen Tagen führt dieses Wort zu starken Reaktionen bei mir, ich erinnere mich dann daran, wie unwohl ich mich als junges Mädchen fühlte, während es mir in der Schule von älteren Schülern auf dem Flur hinterhergerufen wurde. Ich fühlte mich in diesen Momenten ohnmächtig und klein, außerdem waren meine jüngeren Geschwister und ich, die einzigen Schwarzen auf der Schule, weshalb ich mich mit diesem Problem weitestgehend allein fühlte.

Das Wort <M.> ist ebenso ein Wort, welches verwendet wurde, um Schwarze Menschen nicht als Menschen benennen zu müssen. Das Wort, welches im heutigen Sprachgebrauch seltener als das <N.> Wort verwendet wird, hat ebenfalls eine negative Konnotation und ist an rassistische Vorurteile geknüpft. Beispielsweise in Kinderliedern, Versen, Geschichten und bei der in Deutschland bekannten „Sarotti-Schokolade“ mit dem Logo des sogenannten „Sarotti-<M.>“, findet dieses Wort noch Verwendung. Der „Sarotti-<M.>“ wird stereotypisch dargestellt, als Diener, wenig bekleidet mit Turban, der ein Tablett trägt. Oft werden die Bezeichnungen, die für Schwarze Menschen geschaffen wurden, in Bezug auf Kakaogebäck oder mit Schokolade überzogenen Nahrungsmitteln verwendet. Andernfalls mit negativen Wortschöpfungen wie der <M.-Wäsche>, welche die Bedeutung hat einen offensichtlich schuldigen durch Scheinbeweise reinzuwaschen (vgl. Arndt & Hamann, 2019). Diese direkte Wortverknüpfung von Schwarzen Menschen mit Schuld, (re-)produziert rassistisches Wissen, was viele *weiße* Menschen nicht erkennen.

Für *weiße* Menschen gibt es keine analogen Wortschöpfungen, auch wenn in Diskursen über die Möglichkeit, dass *weiße* Menschen von Rassismus betroffen sein können, gesprochen wird. Auch wenn Begriffe wie „Kartoffel“ oder „käseweiß“ beleidigend sein können und unangebracht sind, sind diese Begriffe nicht rassistisch, denn es gibt keine auf historischen Bedingungen gewachsenen Wörter, die eine Hierarchisierung zu Leiden *weißer* Menschen vornehmen. „Daran wird deutlich, dass der in der Erfahrung wurzelnde moderne Rassismus nicht einfach >umgekehrt< werden kann. Historisch eingeschriebene Machtverhältnisse lassen sich durch ein schlichtes Vertauschen von Bezeichnenden und Bezeichneten ebenso wenig außer Kraft setzen, wie Sprache allein strukturellen Rassismus entkräften oder festschreiben kann.“ (Arndt & Hamann, 2019, S.652).

Begriffe für Afro-Deutsche Kinder, die von *weißen* genutzt wurden, sind <Mischling und Mulatte>. Die Wörter wurden aus dem Tierreich übernommen, und bezeichnen zum Beispiel eine Mischung

zwischen einem Pferd und einem Esel. Noah Sow sagt in ihrem Buch „Deutschland Schwarz Weiß“ über diese Bezeichnung, dass nach dieser Logik jede*r ein <Mischling> des Erbguts beider Elternteile ist. Die Bezeichnung bezieht sich jedoch nur auf Kinder von Eltern unterschiedlicher Hautfarben, was wieder eine Ungerechtigkeit aufzeigt. Für *weiße* Kinder gibt es keine speziellen Namen, sie sind einfach Kinder (vgl. Sow, 2009). Durch Bezeichnungen wie diese, wird Schwarzen Kindern vermittelt, dass sie nicht als normal angesehen werden, sondern eine besondere Position haben.

Weitere Fremdbezeichnungen für Schwarze sind <farbig> oder <halbschwarz> und auch hier wird eine Abgrenzung zu *weiß* vorgenommen, selbst wenn keine Beschreibung des äußeren notwendig wäre. Auf der anderen Seite werden die Farbnuancen *weißer* Menschen nie beschrieben. Eine „hellbeige“ oder „halb-weiße“ Person, werden nicht als diese benannt, denn in den Augen der Mehrheitsgesellschaft ist das die Norm und bereits vorausgesetzt (vgl. Sow, 2009). Das Verhältnis der Beschreibungen wird im Buch „Deutschland-Schwarz-Weiß“, so beschrieben: „In der Regel erfolgt eine Erwähnung/>Beschreibung< der Hautfarbe nur einseitig auf Menschen bezogen, die nicht-weiß sind, darüber hinaus zumeist reflexhaft und grundlos und sie dient auch als Stichwortgeberin für koloniale Assoziationen.“ (Sow, 2009 S.24).

Die Bezeichnungen sind alle in Verbindung mit einer willkürlichen, rassistischen Markierung entstanden, welche durch die vermeintliche Überlegenheit der *weißen* <Rasse> begründet und gerechtfertigt wurde. Es gibt jedoch keine Überlegenheit, also haben *weiße* Personen nicht das Recht Schwarze Personen mit unpassenden und unerwünschten Wörtern zu betiteln, insbesondere nicht mit Wörtern, die genutzt wurden, um Schwarze Menschen als unterlegen, unmündig und unmenschlich zu deklarieren. Die Tatsache, dass der Hintergrund der Wörter vielen unbekannt ist, führt zu langen Diskussionen zwischen Schwarzen und *weißen* Menschen, auch in meinem Umfeld.

Die durch Sprache sichtbaren Trennlinien zwischen Menschen, und die Bilder, die in Deutschland über Afrika vermittelt werden, begünstigt eine Distanz zwischen *weißen* und Schwarzen Menschen.

5.2 Afrika Darstellung

Die Darstellung Afrikas in den Medien ist wenig facettenreich und sehr einseitig. Afrika als ein Kontinent mit 54 verschiedenen Ländern und 900 Millionen Einwohnern wird meistens als ein Ganzes behandelt. In der deutschen Wahrnehmung ist Afrika geprägt von Hunger, Tod und Armut. Die Menschen des Kontinents werden in staubigen, trockenen Gebieten mit hervorstehenden Knochen dargestellt und von der Diversität innerhalb des Kontinents, in verschiedenen Ländern und verschiedenen Gesellschaftsgruppen, ist kaum etwas zu sehen. Themen welche den Alltag, das Leben oder die Liebe der Menschen zeigen, gibt es nicht. Die Themen mit denen *weiße* Deutsche, Afrika verknüpfen, sind Marker einer unterlegenen Gesellschaft. Millionäre, moderne Städte und Gemeinsamkeiten zu Deutschland werden nicht gezeigt. Die Verbindung zur Natur und den Tieren,

Kinder mit Krankheiten und aufgeblähten Bäuchen, Flucht und Krieg, diese einseitigen Berichte führen zu einer vermeintlichen „Überlegenheit“ in den Augen der deutschen und westeuropäischen Gesellschaft (vgl. Reker, 2019).

„Afropessimismus“, die einseitige, negative Darstellung und „Afrikanität“, die Vereinheitlichung des Kontinents Afrikas führen dazu, dass einzelne negative Phänomene auf den gesamten Kontinent projiziert werden. Das Problem ist hierbei nicht das was gezeigt wird, denn es Armut und Hunger sind vorhandene Probleme, sondern das was nicht gezeigt wird. Was in Deutschland über Afrika gezeigt wird, bestätigt nur die eingeschriebenen Bilder (vgl. Arndt & Ofuteay, 2019).

Die dargestellte Rückständigkeit lässt sich mit der Kolonialzeit und den angeblichen verschiedenen Entwicklungsstufen der <Rassen>, verknüpfen. Afrika wurde damals als unterste Stufe angesehen, teilweise nicht mal im System der menschlichen Entwicklung eingeordnet. Da Ägypten jedoch als wichtiger Ort der „Frühgeschichte der Menschheit“ gilt, was dem Bild von Afrika widersprach, erfolgte eine Trennung in „Schwarzafrika“, in dem die Rückständigkeit herrschen soll und dem *weißen* Afrika, was entwicklungsfähig sein soll (vgl. Jacobs & Weicker, 2019). Ich erlebte Überraschung, wenn *weiße* Menschen erfahren, dass Inseln wie Fuerteventura oder Teneriffa ebenfalls zu Afrika gehören und dass es keine Sprache gibt, die „afrikanisch“ heißt, da Afrika ein Kontinent ist, auf dem es über 2000 verschiedene Sprachen gibt. Die einheitliche Darstellung führt jedoch dazu, dass nur einseitige Bilder des Kontinents in den Köpfen existieren.

Es gibt Erzählungen, Bräuche, Traditionen, Entwicklungen auf dem afrikanischen Kontinent, die in Deutschland meistens unbekannt sind und im öffentlichen und medialen Diskurs kein Thema sind. Dem ganzen Kontinent wird Weiterentwicklung aus persönlicher Kraft abgesprochen, dementsprechend sind auch viele europäische Spendenorganisationen präsent, die versuchen zu helfen. Das einheitliche Bild zeigt ein Afrika das auf finanzielle, humanitäre und politische Hilfe angewiesen ist, was in vielen Teilen Afrikas nicht der Falls ist, oder der Hilfebedarf nur aus persönlichen europäischen Werten entsteht (vgl. Jacobs & Weicker, 2019). Die daraus resultierende Position Europas, ist eine, die als übergeordnet wahrgenommen wird: „Europa konstituiert sich über die Konstruktion von >Afrika<, indem es sich über die Zuweisung des Platzes von >Primitivität<, >Wildheit<, und >Zeitlosigkeit< bzw. >Rückständigkeit< an Afrika selbst als fortschrittliches, zivilisiertes Subjekt der Geschichte entwirft, das über die Alterisierung >Afrikas< zur impliziten Norm wird.“ (vgl. Jacobs & Weicker, 2019, S. 206).

Die allgemeine Darstellung Afrikas in Deutschland ist nicht facettenreich und spiegelt nicht die unterschiedlichen Lebensformen und Gesellschaften wider, die es auf dem Afrikanischen Kontinent, innerhalb unterschiedlicher Länder und Kulturen gibt. Die hergestellte Differenz zu Afrika, aufgrund

einer festgesetzten Norm ergibt eine Trennung. Das diese Trennlinie in vielen Bereichen des Lebens verschwimmen und Afrika und Europa auch Gemeinsamkeiten haben, ist im allgemeinen Verständnis nicht präsent.

Auch in Kinder- und Schulbüchern, sind Trennungen zwischen Menschengruppen und Hierarchisierungen zu finden, was dazu führt, dass diese Bilder früh verinnerlicht werden. Im folgenden Kapitel werde ich beschreiben, wie Rassismus Kinder- und Jugendliche betrifft. Die Bedeutung für die Soziale Arbeit lässt sich in allen Arbeitsfeldern mit Kindern- und Jugendlichen finden.

6. Rassismus im Kinder- und Jugendalter

Das Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Akzeptanz liegt im Wesen eines jeden Kindes. Die Verletzung durch Ausgrenzung und Zuschreiben von Minderwertigkeit, kann weitreichende Folgen für die Betroffenen Kinder haben. Ohne Hilfe bei der Verarbeitung, verinnerlichen Kinder Gefühle der Minderwertigkeit und Ohnmacht.

*Weiß*e Kinder die *Schwarze* Kinder nicht mitspielen lassen, Kommentare zur Hautfarbe, „Wer hat Angst vor dem Schwarzen Mann“ und Erzieher*innen, welche die Situationen oft nicht in der Intensität wahrnehmen, wie sie die Kinder wahrnehmen. Diese fehlende Unterstützung, zeigt dem Kind, dass es allein mit dem Schmerz ist, daher ist der Rückhalt der Familie umso bedeutsamer. Dass die Ausgrenzung aufgrund von äußerlichen, unveränderbaren Merkmalen stattfinden macht es für die Kinder besonders schwer sich zu akzeptieren und von rassistischen Erfahrungen abzugrenzen (vgl. Madubuko, 2016). Nkechi Madubuko beschreibt in ihrem Buch über Empowerment, folgende Auswirkung auf Kinder: „Dass diese Zuschreibungen als >biologisch gegeben< angesehen werden, macht es umso schwieriger, sich davon frei zu machen. Es soll ja angeblich >in einem drin< stecken. Dieser Schmerz muss ernst- und wahrgenommen werden, sonst bleibt eine verletzte Seele zurück.“ (Madubuko, 2016, S.20).

Vom Babyalter an, sind soziale Beziehungen überlebenswichtig, denn der Mensch als Soziales Wesen entwickelt sich in Interaktion mit dem Gegenüber. Selbstwertgefühl und Wohlbefinden sind maßgeblich für eine gute Entwicklungs- und Beziehungsfähigkeit. Das Selbstwertgefühl setzt sich aus den gesammelten Erfahrungen aus der Familie, dem Umfeld, dem Freundeskreis zusammen und ist ein Ausdruck der erfahrenen Vergangenheit. Voraussetzungen für eine positive Entwicklung sind frühe Akzeptanzerfahrungen, Liebe, Geborgenheit, Zuwendung und soziale- und entwicklungsorientierte Anerkennung (vgl. Madubuko, 2016). Kinderpsychologe Largo dazu: „Wohlbefinden und Selbstwertgefühl bestimmt unser Verhalten – und oft wie erfolgreich wir sind. Vermindertes Wohlbefinden und Selbstwertgefühl schwächen unsere Beziehungsfähigkeit. Die

Mitmenschen spüren unsere Verunsicherung, und wir werden sozial weniger aktiv. Leistungs- und Durchsetzungsvermögen werden durch die innere Unsicherheit herabgesetzt.“ (Largo, 2000, S.233).

Rassistischen Erfahrungen sind unterschiedlich wirkungsvoll, je nach persönlicher Betroffenheit. Auch unter widrigen Bedingungen gelingt es Kindern und Jugendlichen ein intaktes Selbstwertgefühl aufzubauen und zu erhalten, gleichzeitig können auch aus Familien mit vorteilhaften Bedingungen, Kinder mit wenig Selbstwertgefühl hervorgehen. Das Bindungsverhalten der Kinder und die individuelle Ausprägung der Zuwendung, spielt hierbei eine große Rolle (vgl. Madubuko, 2016).

Nkechi Madubuko gibt in ihrem Buch Hilfestellung, für die Auseinandersetzung mit Rassismus im Kindesalter. Diese sind nicht allgemeingültig, sondern müssen individuell auf das Alter und die Verfassung des Kindes angepasst werden. Für Kinder ab drei Jahren sind rassistische Übergriffe meist noch abstrakt und sie haben kein Verständnis für die genaue Bedeutung, jedoch sollte ihnen Akzeptanz und Gleichwertigkeit schon spielerisch oder durch interkulturelle Bücher nahegebracht werden. Die Notwendigkeit früher Akzeptanzerfahrungen, wird für Kinder verstärkt, die im späteren Leben, in Teilen der Gesellschaft nicht vollständig akzeptiert werden. Das ist Voraussetzung für ein positives Selbstbild. Kinder zwischen 6 und 12 Jahren, sind schon mehr in der Lage in Diskussionen Gegenpositionen einzunehmen und nehmen wahr, wenn sie abgewertet werden. Sie benötigen daher Aufklärung und Wissen über die Entstehung von Vorurteilen. Man darf den Kindern aber keine Angst machen oder sie mit den Informationen überfordern, denn das Vertrauen in ihre Mitmenschen kann sonst darunter leiden. Je älter Kinder werden, desto mehr sind sie auf der Suche nach ihrer Identität, insbesondere im Jugendalter. Schwarze Jugendliche benötigen daher Wissen über Rassismus und einen positiven Bezug zu ihrer eigenen Herkunft, was ihnen ermöglicht sich von Vorurteilen abzugrenzen (vgl. Madubuko, 2016).

Aber wie kommen Kinder zu rassistischen Gedanken? Sowohl *weiße* als auch Schwarze Kinder, besitzen schon früh ein Bewusstsein über rassistisch konstruierte Differenzen und deren Wertigkeit. In den ersten drei Jahren, lernen Kinder ihre Umwelt kennen, nehmen alles wahr, finden Bedeutungen und können dieses Wissen dann Kategorien zuordnen. Die Zuordnung erfolgt noch variabel nach diversen Merkmalen beispielsweise der Haarlänge oder Stimmfarbe. Ab ungefähr 3 Jahren erhalten diese Kategorisierungen eine höhere Bedeutung und Kinder können sich selbst, und auch andere nach Geschlecht und Hautfarbe eingeteilt. Die soziale Bedeutung, verschiedener Hautfarben und Geschlechter, erlernen Kinder erst danach. Die frühen Gruppenkonstruktionen, bilden meist ein positiveres Bild von *weißen* Menschen als von Schwarzen Menschen. Beispielsweise durch ausschließliche Darstellung *weißer*, in angesehenen Berufen (vgl. Mätschke, 2017).

Die Tatsache, dass der Großteil der deutschen Kinder- und Jugendbücher an ein *weißes* Publikum gerichtet ist, war mir selbst als Kind nicht bewusst. Aber „95% aller Bücher die Kindern zugemutet

werden, präsentieren eine heile ‚Kinderwelt‘ als rein weiß und monokulturell. In Anbetracht der Tatsache, dass in der Bundesrepublik jedes dritte Kind unter sechs Jahren in einer Familie mit (mindestens) einer Person of Colour bzw. einer eingewanderten Person aufwächst, mutet dies seltsam an.“ (Wollrad 2011, zitiert nach Feridooni & El, 2017, S.251).

Kinderbücher bringen subtiles Wissen bei, welches nicht selten Differenzierung bestärkt, diese werden beispielsweise dargestellt durch verschiedenfarbige Menschengruppen, welche unterschiedliche Eigenschaften haben. Die Annahme, dass Aussehen mit Herkunft verbunden ist, wird im Sachbuch „Was ist Was-Junior - Unsere Erde“, welches für 4- bis 6-jährige Kinder ist, ebenfalls verstärkt. Anhand der Darstellung von Händen und Gesichtern, haben die Kinder die Aufgabe, andere Kinder ihren Ländern zuzuordnen. Ghana, China, Indien, Italien und Norwegen. Die Aufgabe kann nur mit der Herstellung eines Kausalzusammenhangs gelöst werden, welcher Anlass für eine Diskussion ist. Wird das dargestellte Schwarze Kind im Buch Ghana zugeordnet und die Aufgabe nicht als Ausgangspunkt für eine weitere Bearbeitung dient, lernen die Schwarzen Kinder, dass sie nicht zu Deutschland gehören, während die *weißen* Kinder lernen, dass nur Sie zu Deutschland gehören. Dementsprechend sind *weiße* Menschen dann oft nicht zufriedengestellt, wenn ihnen eine Schwarze Person sagt, sie komme aus Deutschland (vgl. Mätschke 2017, S.256).

Jens Mätschke stellte verschiedene Kategorien auf, nach denen er Kinderbücher auf rassistische Zuschreibungen analysierte. Im bekannten Buch „Robinson Crusoe“, welches zur „Weltgeschichte“ gehört, finden sich viele dieser Zuschreibungen. Dass dieses Buch in Schulen für Sekundarstufe 1 und 2 empfohlen wird, kann Grundlage für Diskussionen über die Kolonialzeit bilden, bleibt jedoch meistens unkommentiert und die Schüler*innen lernen ungefiltert. Der nette, *weiße* Robinson Crusoe wollte eine Schiffsreise zu einer kolonialen Plantage machen, ist jedoch auf einer Insel gestrandet. Die dargestellten Schwarzen Bewohner*innen der Insel wurden als „Diener*innen“ und Wilde dargestellt. Die „Animalisierung“, durch Vergleiche mit Tieren und die „Primitivierung“ durch Darstellung nackter, die mit Keulen bewaffnet waren, sind nur ein kleiner Teil der rassistischen Zuschreibungen. Robinson ist auf der Insel erst einer Gefahr ausgesetzt, wird jedoch der Herrscher und hat dann die Bewohner*innen in seiner Hand. Die Darstellung „weißer Dominanz“ wird noch verstärkt, durch die Dankbarkeit die von den Bewohner*innen der Insel gezeigt wird. Robinson wird als Retter und Held gezeigt, auch wenn er viele Indigene Menschen tötet, um einen *weißen* Mann zu retten. Die implizierte Legitimierung von Tötung im Namen der *weißen* Zivilisation, ist ein klares Zeichen der vermittelten Wertigkeiten der Protagonist*innen. Als *weißer* Leser beschreibt Jens Mätschke ein Gefühl von Erleichterung, als Robinson von dieser gefährlichen und von Kannibalen bewohnten Insel kommt (vgl. Mätschke, 2017).

Insbesondere in Kinder- und Jugendbüchern, welche Entdeckungen und Reisen thematisieren, werden einseitige Bilder von Schwarzen Menschen gezeigt. Im bekannten „Hexe Lili Kinderbuch – auf der Jagd nach dem verlorenen Schatz“, wird von ihr als ein Mädchen, das aussieht wie ein gewöhnliches Kind, gesprochen (vgl. Rieger, 2003, S. 6). Dabei fühlen sich Schwarze Kinder automatisch außergewöhnlich und unnormal und diese Gefühle können verinnerlicht werden. Bei Reisen um die Welt, werden verschiedene Leben gezeigt, welche sich jedoch alle von der europäischen Norm abheben. Gemeinsamkeiten der Kinder verschiedener Erdteile, werden Kindern nicht vermittelt, somit gehen sie von einer Trennung aus. Bereits im Kindesalter werden also klischeehafte und einseitige Bilder vermittelt, welche das Handeln und Denken im weiteren Leben prägen. Jens Mätschke über diese rassistischen Zuschreibungen: „Da Buchbeschreibungen fast immer mit Bildern und in Verbindung mit Ländern oder Regionen erfolgen, erlernen Kinder ebenfalls, dass Aussehen scheinbar mit Kultur und Herkunft verbunden ist. Diese konstruierten Zusammenhänge werden von weißen Menschen leicht auf Begegnungen mit Schwarzen in Deutschland übertragen. Ebenfalls ist eine Wertigkeit der Lebensweisen in die Darstellungen eingebettet. Eine unvoreingenommene und gleichberechtigte Begegnung auf Augenhöhe zwischen *weißen* und Schwarzen Menschen wird durch diese Bilder im Kopf verhindert.“ (Mätschke, 2017 S. 258).

Auch ich lernte als schwarzes Kind, dass die Welt eine *weiße* Welt ist, und ich eine besondere Stellung in ihr habe, *Weißsein* war auch für mich die Norm und meine Hautfarbe stellte die Ausnahme dar.

Rassistisches Wissen, legitimiert die rassistische Praxis und dieses Wissen wird auch in der Schule (re-)produziert. Deutsche Jugendliche afrikanischer Herkunft aus Hamburg und München beschreiben in Gruppendiskussionen ihre Sicht auf rassistische Bilder in Schulbüchern. Ein wichtiges Thema, das die Hamburger Jugendlichen beschäftigt, ist die Frage warum das Wort <N.> nach wie vor in Büchern steht, welche für die Schulbildung gedacht sind. Dass Lehrer*innen das Wort aussprechen und nicht den rassistischen Hintergrund kennen, führt zu unangenehmen Situationen in Klassenzimmern. In Schulbüchern in Hamburg sind Schwarze Menschen immer in Opferrollen dargestellt, und alle verfügbaren Opferrollen sind mit Schwarzen Menschen besetzt. Die Darstellung Schwarzer, hungernder Kinder ruft in vielen *weißen* Mitschüler*innen eine Verbindung zu den Schwarzen Mitschüler*innen hervor und sie werden mit ihnen identifiziert. Sie stehen dann oft im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, die Mitschüler*innen lachen und gucken. Die vermittelten Bilder lassen annehmen der Allgemeinzustand Afrikas sei dem europäischen Allgemeinzustand unterlegen, insbesondere bei Vermittlung der Kolonialzeit. Die Jugendlichen kritisieren die Normalität, welche von Büchern und Lehrer*innen vermittelt wird, während sie von der Aufteilung Afrikas oder auch der

„Entdeckung“ Amerikas sprechen. Das gleichzeitige Schweigen zu den Kolonialverbrechen, zeigt die verinnerlichte Hierarchisierung, die bis heute wirkt (vgl. Marmer, 2017).

Auch laut der Schüler*innen in München, werden Vorurteile in Schulbüchern für *weiße* Mitschüler*innen nur bestätigt und keine neuen Perspektiven auf Afrika gezeigt. Neben romantisierenden oder afropessimistischen Darstellungen erinnern sich die Schüler*innen besonders an die Aufgabe, bei der sie Menschen den Erdteilen zuordnen sollen. Die Schwarzen Personen werden Afrika zugeordnet, was insbesondere verletzend ist, da von den Lehrpersonen nicht thematisiert wurde, dass auch Schwarze Menschen in Deutschland ihr Zuhause haben oder hier geboren sind (vgl. Marmer, 2017). Eine Schülerin spricht außerdem an, wie den Menschen in Afrika eine einheitliche Unterentwicklung zugeschrieben wird. So Lea: „Es wird auch so dargestellt, als ob, dass, dass sich die weißen mit einem höheren Thema beschäftigen können, sie haben jetzt schon ihre Grundbedürfnisse, und können sich mit Ozonloch, Umweltverschmutzung oder Tieren, die aussterben, beschäftigen. Aber Schwarze Menschen haben noch nicht die Grundbedürfnisse und können sich nicht mit so etwas beschäftigen, was natürlich überhaupt nicht wahr ist.“ (Lea, 2017 zitiert nach: Marmer, 2017 S.567f.)

Dass in den Schulen rassistisches Wissen vermittelt wird, ist meistens nur den Schwarzen Schüler*innen bekannt, die Verletzungen, welche von vielen Lehrer*innen nicht gesehen und sogar verstärkt werden, führen zu einem negativen Wohlbefinden, welches keine gute Voraussetzung für positive Lernerfolge sind. Die Sozialisierung, das fehlende Wissen von Lehrpersonen über koloniale Wissensbestände und die Nicht-Thematisierung von Rassismus, haben aber auch Einfluss auf den Umgang der Lehrer*innen mit Schwarzen Schüler*innen, unabhängig von den Schulbüchern.

Dennoch schaffen es Schwarze Schüler*innen, Abitur, Studium und gute Noten zu erreichen. Diese Fähigkeit, auch unter erschwerten Bedingungen erfolgreich zu sein, hängt mit dem individuellen Selbstvertrauen zusammen. Außerdem mit den verschiedenen Möglichkeiten, Rassismus zu verarbeiten. Doch wird Rassismus nicht angemessen verarbeitet, kann es zu starken Auswirkungen kommen.

7. Folgen für Betroffene

Dass Rassismus Erfahrungen jeglicher Art keine angenehmen Gefühle hervorrufen, sollte verstanden sein. Sie rufen bei mir aber nicht nur punktuell Schmerz hervor, sondern schmerzen in ihrer Gesamtheit. Es gibt einzelne Situationen, an die ich zurückdenke und wütend, traurig und verletzt bin. Oft drehen sich die Gedanken noch Stunden nach dem Vorfall darum, was ich dem Gegenüber hätte sagen sollen, damit es mich versteht. Doch in den konkreten Situationen, in denen ich gute Argumente finden möchte, um mich und mein Empfinden zu verteidigen, bin ich oft so gestresst,

emotional und aufgeregt, dass ich nicht sagen kann, was ich sagen möchte. In meinem Freundeskreis sind keine anderen Afro-Deutschen, was das Bewältigen der Situationen oft erschwert, weil im Umfeld niemand ähnliche Erfahrungen macht. Lange Zeit habe ich mich bemüht, in rassistischen Situationen in der Peer-Group, nicht verletzt zu wirken, zu lachen, wenn alle anderen die Sprüche lustig fanden, und hatte keinen Mut mich der Gruppe mit meinen Emotionen im Thema Rassismus zu öffnen.

Studien über die Ungleichheiten in Deutschland, belegen eine strukturell verankerte Benachteiligung, von People of Color auf dem Wohnungsmarkt, im Bildungsbereich und Arbeitsmarkt, jedoch auch im Gesundheitssystem. Die Benachteiligungen im Bereich der Gesundheit treten in Form von direktem oder indirektem Ausschluss auf, in Form gesenkter Präventionsbemühungen, fehlender Motivation und zeigt sich im Kontakt mit anderen Patient*innen, aber ebenso mit Gesundheitspersonal. Die damit einhergehend höhere Hemmschwellen Schwarzer Menschen, eine Behandlung zu beginnen, ist in Bezug zu den Risiken, denen sie durch Rassismus ausgesetzt sind, problematisch. Rassistische Erfahrungen stellen oftmals eine große psychische Belastung und Stress dar und können zu schweren psychischen Erkrankungen führen (vgl. Nervenarzt, 2020).

Die rassistische Benachteiligung auf verschiedenen Bereichen des Lebens, wirkt sich also auch auf die Gesundheit Schwarzer Menschen aus. In einem Artikel zu Rassismus und psychischer Gesundheit heißt es: „Sozioökonomische Betrachtungsweisen und Analysen weisen auf ein komplexes Zusammenspiel zwischen individuellen Risikofaktoren und sozialen Rahmenbedingungen hin, durch welches manche Gruppen einem höheren Risiko unter Risiko ausgesetzt sind, durch solche Risikofaktoren gefährdet zu werden („increased risk of risks“).“ (Nervenarzt, 2020, S.1019). So zeigen Untersuchungen zum Psychoserisiko bei Migrant*innen, eine höhere Psychose rate in Nachbarschaften, in denen wenige Migrant*innen gleicher Herkunft leben als dort wo viele Menschen gleicher Herkunft leben, auf (vgl. Nervenarzt 2020). Dieser Unterschied lässt sich erklären, durch die Tatsache, dass in der Nachbarschaft weniger rassistische Diskriminierungen und Interaktionen im Alltag stattfinden, die Ausgrenzung nicht allein erlebt werden und es Möglichkeiten gibt sich über gemeinsame Erfahrungen auszutauschen um sie zu verarbeiten.

Je besser die Verarbeitungsmöglichkeiten sind, desto größere Distanz kann zu Rassismus aufgebaut werden. Ohne die Verarbeitung, bleibt die Verletzung bestehen und kann zu psychosozialen Folgen führen.

7.1 Rassismus und Stress

Rassistische Situationen sind körperlich und psychisch anstrengend und mir fällt es in solchen Situationen oft schwer, mich zu konzentrieren und zu beruhigen. Meine Emotionen in Bezug zu Rassismus zu zeigen, fällt mir schwer und ich versuche sie zu manchmal zu unterdrücken, denn diese

Emotionen sind sehr privat. Wenn ich Rassismus jedoch thematisieren möchte, sind meine Emotionen kaum trennbar und allein das Sprechen darüber ist anstrengend. Der Stress, den ich manchmal spüre, wenn ich über Rassismus spreche, lässt meine Hände zittern und meine Stimme brüchig werden. Am liebsten würde ich jeden Gedanken aus meinem Kopf mitteilen, gleichzeitig achte ich darauf, was dem Gegenüber am klarsten aufzeigen würde, was ich meine. Gegenargumente, bringen mich aus der Bahn und ich fühle mich angegriffen, denn für mich sind diese Themen an so viel Emotion gebunden.

In der Stressforschung wird rassismusbedingter Stress kaum beachtet, dieses Verständnis ist jedoch wichtig zur Einordnung psychischer Reaktionen Betroffener Menschen. Stress allgemein wird beschrieben als eine „psychische und physische verhaltensbezogene Antwort auf ein Ereignis, dieses wird positiv oder negativ eingeordnet und daraufhin erfolgt eine Reaktion durch Bewältigung oder Anpassung der Stresssituation. Gelingt dieses Anpassen nicht, intensiviert sich der Stress. Diese Stress-Intensivierung erfolgt insbesondere in mehrdeutig negativen, langanhaltenden oder unkontrollierbaren Situationen (vgl. Taylor et al. 1997). Für mich ist Rassismus allgemein eine unkontrollierbare Situation und diese Erkenntnis spüre ich, insbesondere wenn ich versuche Antworten zu geben, welche aufgrund verschiedener Erfahrungen, verschiedener persönlicher Erfahrungen und Wahrnehmungen, nicht die gewünschte Wirkung haben.

Die Psychische Gesundheit, welche von der WHO 2013 als: „Zustand des Wohlbefindens, in dem eine Person ihre Fähigkeiten ausschöpfen, die normalen Lebensbelastungen bewältigen, produktiv arbeiten und etwas zu ihrer Gemeinschaft beitragen kann.“, beschrieben wird, leidet unter den wiederkehrenden Stresssituationen. Betroffene sind besonders empfänglich für Erkrankungen und so zeigen auch verschiedene internationale Studien, dass häufige Konfrontationen mit Rassismus, Depressionen, Angststörungen und psychische Desintegration bei Schwarzen und POC begünstigen (vgl. Yeboah, 2017).

Der ausgelöste Stress, lässt sich nicht abschalten, dementsprechend sind Äußerungen zur „Empfindlichkeit“ nicht angebracht, da Stress eine körperliche und psychische Reaktion ist. Insbesondere die wiederkehrenden Ereignisse und Gefühle in Bezug auf Rassismus, stellen eine besondere Belastung für Schwarze Menschen dar. Einmalige rassistische Äußerungen sind schmerzhaft, aber die Gesamtheit dieser Erfahrungen führt zu größeren Verletzungen.

7.2 Rassismus und Trauma

Wie ich bereits deutlich gemacht habe, sind rassistische Situationen ungeachtet der Intention des Gegenübers, schmerzhaft. Ein psychisches Trauma besteht aus zwei Teilen. Betroffene beobachten oder erleben ein Ereignis, welches eine ernsthafte Bedrohung der körperlichen oder psychischen Integrität der eigenen oder einer anderen Person darstellt. Der zweite Teil beinhaltet eine Reaktion

von starker Furcht, Hilflosigkeit oder Grauen (vgl. Yeboah, 2017, S. 147). Leonore C. Terr kategorisiert Traumata in zwei Typen. Traumata des Typ 1 sind einmalige, unvorhersehbare Ereignisse wie ein Flugzeugabsturz oder ein Brand. Typ 2 Traumata dagegen, treten wiederholt auf und sind teilweise vorhersehbar wie beispielweise häusliche Gewalt oder anhaltende Missbrauchserfahrungen (vgl. Terr 2003). Offene und verdeckte rassistische Situationen, sind schmerzhaft denn sie sind Formen von Ausgrenzung mit der Botschaft einer Nicht-Zugehörigkeit zur Gemeinschaft. Amma Yeboah, beschreibt in ihrem Text über Rassismus und psychische Gesundheit in Deutschland, folgenden Zusammenhang: „Jede Erfahrung, aus der menschlichen Gemeinschaft ausgestoßen zu werden, ist eine Gewalterfahrung und kann traumatisch wirken.“(Yeboah, 2017, S. 147). Die tagtägliche, chronische Gewalt von *weißen* an Schwarzen und POCs, durch verbale und nonverbale Beleidigungen, Demütigungen und Kränkungen, führt bei einigen zu Typ 2 Traumata, auch wenn Rassismus Erfahrungen selten als Trauma anerkannt werden. Als Folgen der alltäglichen Konfrontation, können Substanzmissbrauch, Selbstverletzung und auch Suizid von Betroffenen möglich sein (vgl. Yeboah, 2017).

Ein Trauma kann das weitere Leben prägen, je nach persönlichen Verarbeitungsmöglichkeiten. Posttraumatische Belastungsstörungen, können ohne Behandlung zum Wiedererleben der traumatischen Situation führen. Diese wird in Bildern und Gefühlen deutlich und kann durch sogenannte Trigger ausgelöst werden, die mit den Situationen verbunden werden. Traumata können auch zu sozialem Rückzug bei Betroffenen führen, sie versuchen Situationen, in denen sie an das traumatische Erlebnis erinnert werden könnten, zu umgehen und die Lebensfreude- und qualität vieler Menschen leidet darunter. Neben Belastungen in der Familie und Partnerschaft isolieren sich viele Betroffene und haben Schwierigkeiten in sozialen Interaktionen (vgl. Deutsche Traumastiftung, 2019).

Der Arzt und Psychoanalytiker Hans Keilson führt den Begriff der sequentiellen Traumatisierung ein, nachdem er eine Studie über jüdische Kriegswaisen in den Niederlanden durchführte. Das Trauma der Kinder bestand aus drei Phasen. Zu Beginn die Zeit der feindlichen Besetzung und des Terrors. Die zweite Phase, die Verfolgung, Verschleppung und Trennung von den Eltern, und die dritte Phase der Traumatisierung war die Zeit nach dem Krieg, als über den Verbleib der Kinder nachgedacht und überlegt wurde sie in eine jüdische Umgebung zu bringen. Anders als zu erwarten, hatte sich neben der 1. und 2. Phase insbesondere die 3. Phase auf die langfristige psychische Gesundheit ausgewirkt (vgl. Yeboah, 2017, S. 148).

Das wichtige dieser Analyse, was sich auf Traumata aufgrund von Rassismus übertragen lässt, ist, das Trauma als einen Prozess zu beschreiben, in dem die Abfolge bestimmter Ereignisse von Bedeutung ist. Alltägliche rassistische Situationen, können für Schwarze Menschen mit Blick auf historische

Gegebenheiten, besonders traumatisierend wirken. „Sie müssen mit dem kollektiven Gedächtnis der Vernichtungspolitik des deutschen Kolonialismus und dessen Verdrängung und Verneinung durch das Weiße Mehrheitskollektiv bei gleichzeitiger Verherrlichung desselben, beispielsweise durch die Straßenbenennung nach Kolonialverbrechern, leben.“ (vgl. Yeboah, 2017, S.148). Die Aberkennung einer Traumatisierung aufgrund von Rassismus ist in Deutschland jedoch keine Ausnahme. Es gibt kaum Untersuchungen in der Psychologie, Psychosomatik und Psychiatrie über die Verbindung von Rassismus mit Traumata, oder über die Erlebte Realität von Rassismus (vgl. Yeboah, 2017).

Das wenige Bewusstsein, *weißer* Therapeut*innen und Psycholog*innen kann dazu führen, dass keine entsprechende Behandlung von Betroffenen stattfinden kann, da die tiefsitzenden Wunden und Probleme durch Rassismuserfahrungen, von Ihnen oft nicht erkannt und beachtet werden, oder durch eigene Vorurteile noch verstärkt werden.

Besondere Belastungen stellen Situationen dar, in denen im persönlichen Umfeld, dem Freundeskreis oder der Familie rassistische Interaktionen stattfinden. Die Betroffenen haben dann keinen Schutzraum, denn der Ort, an dem sie sich wohlfühlen, ist nicht sicher vor Ablehnung und Ausgrenzung.

Auch psychisch stabile Menschen haben einen andauernden Energieverbrauch bei der Abwehr und dem Umgang mit Rassismus, aber nicht alle Betroffene, spüren starke Auswirkungen durch Rassismus auf ihr Leben. Die individuellen Verarbeitungsmöglichkeiten tragen dazu bei, wie schmerzhaft und bedeutsam Rassismus für einzelne Betroffene ist. Verarbeitet wird Rassismus durch verschiedene Strategien, welche als Schutz verstanden werden können.

7.3 Bewältigungsstrategien

Um eine Distanz zu Rassismus herzustellen, und von Rassismus nicht verletzt zu werden, suchen sich Schwarze Menschen Strategien, die Rassismus für sie erträglicher macht. Jedoch gibt es auch Strategien, um Rassismus präventiv zu vermeiden. Die Strategie rassistische Vorfälle zu ignorieren und zu verdrängen, führt gerade für Kinder zu inneren Verletzungen, welche bestehen bleiben. Sie erinnern sich an die Vorfälle zurück und sind ihren Gefühlen schutzlos ausgeliefert. Daher muss mit Kindern ein altersgerechter, kindgerechter Weg gesucht werden. Nkechi Madubuko beschreibt in ihrem Buch verschiedene Strategien für Kinder, um eine Distanz zu Rassismus herzustellen und die Gefühle besser verarbeiten zu können (vgl. Madubuko, 2016, S. 74 f.). Insbesondere für Eltern, aber auch im Rahmen der Sozialen Arbeit ist das Wissen über die Handlungsmöglichkeiten der Kinder wichtig. Für die Soziale Arbeit kann dies beispielsweise in der Elternarbeit, in stationären Einrichtungen mit Familiencharakter oder in Beratungssettings von Bedeutung sein.

Die, von Nkechi Madubuko angeführten Strategien sind nicht allgemeingültig, es hat auch immer mit dem Wesen des Kindes zu tun, wie es Schmerz am besten verarbeitet. Strategie A ist das „aktive Wehren und auf Klärung zu bestehen.“ Aus einer solchen Situation kann das Kind gestärkt hervorgehen, wenn das Gegenüber Einsicht zeigt, das Kind Beistand und Unterstützung hat und eine Entschuldigung erhält. Oft beinhaltet ein Versuch der Klärung aber auch, Stress durch die Gegenüberstellung, wenn die Verletzung gerechtfertigt werden muss. Leisten dann Lehrer*innen, Eltern oder Pädagog*innen keine Unterstützung und erkennen die Verletzung ebenfalls nicht an, verschlimmert das den Schmerz. Je nach Charakter des Kindes, sind einige besser in der Lage sich zur Wehr zu setzen als andere. Es gibt auch andere Strategien für Kinder, um Rassismus zu bewältigen, welche keine direkte Konfrontation beinhaltet. Strategie B, die „Förderung einer aktiven Gegenwehr“ kann den Kindern helfen ihre Gefühle auszudrücken. Beispielsweise in einer geschützten Peer-Group, regelmäßig stattfindende Treffen, in welchen die Kinder kreativ sein können und Akzeptanzerfahrungen machen. Strategie C ist besonders für jüngere Kinder geeignet, man führt mit ihnen offene Gespräche und begleitet ihre Gefühle beispielsweise mit interkulturellen Büchern. Identifikationsfiguren in Büchern und Medien, die ihre Ziele erreichen und schaffen was sie möchten, geben den Kindern Kraft und die Repräsentanz zeigen den Kindern, dass sie ebenfalls alles erreichen können. (vgl. Madubuko 2016). Früh eine geeignete Strategie zu finden, kann dazu führen unbeschadet von Rassismus zu bleiben, da man die Situationen so gut verarbeiten kann, dass sie nicht nachhaltig schmerzen.

In einer Studie von Nkechi Madubuko, berichten 39 Migrant*innen von unterschiedlichen Strategien im Umgang mit Rassismus und wie stark Sie von rassistischen Situationen im Berufsalltag gestresst sind. Die Verarbeitungskünstler*innen, welche Rassismus aus der Distanz wahrnehmen können und nicht persönlich nehmen eint, dass sie alle Akzeptanzerfahrungen machten, Rückhalt von der Familie erhielten und auf Rassismus vorbereitet wurden. Sie können sich aktiv verbal zur Wehr setzen und sind außerdem sind kaum gestresst in diesen Situationen (vgl. Madubuko, 2010).

Versuche, der Ablehnung zuvorzukommen, wird von fast allen Teilnehmenden beschrieben. Im Berufskontext beschreiben die Befragten Bemühungen, bessere Leistungen zu erbringen, um so fachlich unangreifbar zu sein und die Stereotypen zu widerlegen. Außerdem ein Selbstbewusstes Auftreten, um durch Selbstsicherheit keinen Raum für Kritik zu lassen und möglichst saubere Sprache, um zu zeigen, dass sie dazu gehören. Bei der Berufswahl wird präventiv versucht Konflikten aus dem Weg zu gehen, beispielsweise indem sich eine Stadt mit hohem Ausländeranteil, ein internationales Unternehmen oder Branchen mit offenem Charakter ausgesucht wird. Auch durch interkulturelles Engagement kann Rassismus verarbeitet werden, indem durch persönliche Handlungen, Begegnungen zwischen Menschen geschaffen und Vorurteile bearbeitet werden

können (vgl. Madubuko, 2010). Dies gibt den Betroffenen Personen im Kontext des Rassismus, Macht zurück und hat einen positiven Mehrwert.

Ignorieren wird auch als Möglichkeit genannt, welche stresshemmend wirken kann. Bei Kindern wird diese Strategie jedoch nicht empfohlen, da sie mit ausreichendem Selbstbewusstsein und einem positiven Bezug zur Herkunft verbunden ist. Stresshemmend wirkt ignorieren zum Beispiel bei Schmerztherapeut Michael, wenn Kolleg*innen das Wort <N.> verwenden, um ihn zu beschreiben. Er äußert sich zu dem Vorfall so: „Nee, aber für mich sind ganz viele Leute keine Menschen, mit denen ich verkehren muss. Also mit bestimmten Leuten einfach, muss ich einfach nichts zu tun haben. Es war ein bisschen blöd halt und ich muss mich mit so Leuten nicht mehr abgeben. Das hab ich ignoriert halt und das wars.“ (Michael zitiert nach: Madubuko, 2010, S. 201). Diese Einstellung in Bezug zu Rassismus ermöglicht ihm eine emotionale Distanz herzustellen und rassistische Kommentare nicht persönlich zu nehmen.

Eine weitere Bewältigungsstrategie, ist Anpassung und möglichst normkonformes Verhalten. Das permanente Auffallen, soll auf ein Minimum reduziert werden, in dem man sich bemüht nicht negativ aufzufallen und sich möglichst im Hintergrund zu halten. Die Menschen versuchen auf keinen Fall den Stereotypen zu entsprechen und sind nachsichtig bei Ablehnung. Mit dieser Strategie erreichen sie Akzeptanz und vermeiden Ablehnung so gut es geht, jedoch wird auch ihre freie Entfaltung gehemmt, was zu inneren Konflikten führen kann. Mit dieser Strategie werden Konflikte vermieden, welche sich auf die Herkunft beziehen, da sie sonst eine Gegenposition einnehmen müssten und sich nicht normkonform verhalten würden. Gemeint ist die *weiße* Norm, die aufgrund von äußeren Merkmalen jedoch nie erreicht werden kann. Offensives Verhalten, kann auch eine Strategie sein, mit der sich Schwarze Menschen vor Rassismus schützen. Diese ist an Stolz und positive Bindung zur Herkunft gebunden. Außerdem ist Voraussetzung ein hohes Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl. Die Menschen mit dieser Strategie, erlebten meistens einen offenen Umgang mit Rassismus in der Familie und können sich verbal für ihre Gleichberechtigung einsetzen. Offensives Verhalten und Offensiver Umgang mit Rassismus lässt sich jedoch nur begrenzt ausleben, beispielweise wird diese Strategie problematisch in Arbeitsverhältnissen und gegenüber Vorgesetzten. Eine stresshemmende Wirkung kann bei dieser Strategie nicht bestätigt werden, hilfreich sind jedoch Solidarität und Unterstützung für den Stressabbau. Eine weitere stresshemmende Strategie kommt von einem afrodeutschen Arzt, welcher es schafft, eine emotionale Distanz zu Rassismus zu halten, auch wenn er häufig Rassismus erfährt und sieht. Er bezieht rassistischen Interaktionen nicht auf sich, sondern auf ein allgemeines Bild des „Schwarzen Mannes“, welches den Menschen Angst macht. Jedoch ist nicht er dieser Mann, darum ist er nicht verletzt, da sein Gegenüber die Ängste nur auf ihn überträgt (vgl. Madubuko, 2010, S. 202 ff.).

Schwarze Menschen sind darauf angewiesen, Strategien zu entwickeln, um sich vor äußeren Verletzungen zu schützen. Das Aufrechterhalten der Strategie, kostet Kraft. Einige Strategien, wie Anpassung können auch zu Identitätskrisen führen, denn die eigene Persönlichkeit kann nicht uneingeschränkt ausgelebt werden.

Rassismus wirkt auf allen Ebenen der Gesellschaft und auch Berufsfelder der Sozialen Arbeit sind nicht frei von rassistischen Interaktionen und Strukturen, da die Sozialisierung und das Weltbild einzelner Personen von Bedeutung sind.

8. Herausforderungen an die Soziale Arbeit

Die Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession, welche sich mit sozialen Problemlagen auseinandersetzt und Menschen das Leben erleichtern kann, ist für mich auch deswegen interessant, weil sie Raum für Gespräche über Rassismus, Ungerechtigkeit und Notlagen bietet. Ein Raum, in dem Schwarze Personen vor Rassismus sicher sind, ist sie dennoch nicht. Erst langsam gibt es in Deutschland, innerhalb der Sozialen Arbeit, kritische Diskurse über Rassismus. Nach der NS-Zeit 1945 wurde Rassismus nicht ausreichend thematisiert und auch nicht von der Gesellschaft aufgearbeitet (vgl. Tißberger, 2020). Dass Rassismus nichts Positives ist, ist *weißen* Sozialarbeiter*innen bewusst, jedoch wird ohne weitere Thematisierung kein Verständnis herrschen, wo Rassismus beginnen kann. In der Sozialen Arbeit kann Rassismus also nicht ausschließlich durch „es sollte keinen Rassismus geben“ bearbeitet werden, denn Rassismus existiert und betrifft viele Menschen.

Der Rassismusbegriff wird häufig durch „Fremdenfeindlichkeit“ oder „Ausländerfeindlichkeit“ ersetzt. Problematisch ist, dass diese sich gegen bestimmte Gruppen an Ausländer*innen richten. Selten gegen *weiße* Ausländer*innen. Ausländerfeindlichkeit impliziert außerdem, dass die Betroffenen im Ausland verortet werden, selbst wenn sie immer oder lange Zeit in Deutschland leben. Rassismus muss also auch explizit thematisiert werden, denn nicht nur „Fremde“ oder „Ausländer*innen“ sind von Ausgrenzung betroffen (vgl. Tißberger, 2020).

Rassistisch markierte Menschen gehören oft zu den Adressat*innen von Sozialer Arbeit, zum einen, weil sie auf allen Bereichen des Lebens Diskriminierung erfahren und daher schnell in soziale Notlagen geraten können, aber auch weil sie als „sozial bearbeitungsbedürftig“ konstruiert werden. (Tißberger, 2020, S.102). Integration, mit dem Ziel als gleichberechtigte Gemeinschaft zu leben ist auf der einen Seite wünschenswert, jedoch weist sie Menschen auch unreflektiert einen Platz der Fremdheit zu und beinhaltet eine andauernde Aufforderung der Anpassung. Gleichzeitig setzt sie klare Grenzen der Zugehörigkeit (vgl. Schramkowski, 2018).

Rassismus wird nicht als soziales Problem verstanden, was die Machtverteilung aufzeigt, denn bei der Einschätzung sozialer Probleme wird von allgemein verbindlichen Wertevorstellungen ausgegangen.

Die Definitionsmacht liegt bei *weißen* Menschen, und es wird von Ihren allgemein verbindlichen Wertevorstellungen ausgegangen (vgl. Schramkowski, 2018). Rassismus jedoch als soziales Problem verstanden werden, denn es wird außer Acht gelassen welche Wirkung die Konstruktion verschiedener Gruppen auf die ganze Gesellschaft hat.

Ein Schwarzes Kind, welches in einer pädagogischen Einrichtung, durch Vergleiche mit braunen Objekten, Ausgrenzung oder dem wiederholten Fragen nach seiner Herkunft Verletzungen erleidet und sich hilfesuchend an Pädagog*innen wendet, benötigt Unterstützung. Wird die Verletzung bagatellisiert oder herabgestuft, wird dem Kind das Recht auf Schmerz abgesprochen, die Situation wird aber nicht weniger schmerzhaft. Im Gegenteil, das Kind fühlt sich allein und erneut verletzt, weil ihm* ihr die Fähigkeit abgesprochen wird die Situation angemessen einzuschätzen. Außerdem vermittelt Bagatellisieren auch den *weißen* Kindern, dass ihr Verhalten nicht problematisch ist, und es kommt zu Wiederholungen (vgl. Madubuko, 2016). Als weiße*r Pädagog*in ist Herausforderung, die Situationen zu anzuerkennen und zu verstehen, um dem Kind nicht erneut Schmerz zuzufügen und um Rassismus nicht zu reproduzieren.

Viele *weiße* Sozialarbeiter*innen sind nicht im Bewusstsein für die eigenen Machtverhältnisse im Kontext Rassismus, das zeigt ein Projekt von Martina Tißberger, zur Bedeutung von Whiteness in der Sozialen Arbeit. Das Aufzeigen der Privilegien, aufgrund Zugehörigkeit zur Norm, soll mit dem Begriff Whiteness, bezweckt werden (Tißberger, 2017, S. 91). Auch Personen, welche mit migrantisch markierter Klientel arbeiten, sind irritiert auf die Frage zu den eigenen Machtverhältnissen und erleben sich nicht als *weiß*, sondern als Antirassist*innen (vgl. Tißberger 2020). Auch wenn sich Sozialarbeiter*innen grundsätzlich als Antirassist*innen verstehen und Anti-Rassismus Ansätze, relevanter werden, bergen diese Ansätze, die Gefahr, Rassismus nicht ausreichend zu thematisieren. Gegen Rassismus zu sein, reicht nicht aus, um Rassismus entgegenzuwirken.

Die Soziale Arbeit, ist für viele *weiße* Sozialarbeiter*innen kein Ort von Rassismus, da alle Menschen gleich angesehen werden. Das ist laut Tißberger Teil des Problems: „Die Institution der Sozialen Arbeit immunisiert also gewissermaßen gegen die Erkenntnis, dass auch wohlmeinende „gute“ Menschen, die sich zur Aufgabe gemacht haben, anderen Menschen zu helfen, im Kontext des Rassismus Teil des Problems und nicht der Lösung zu sein können.“ (Tißberger, 2020, S.105).

Rassismuskritische Ansätze hingegen, zielen auf die Dekonstruktion der hierarchischen Ordnung ab und wollen die Aufteilung von Dazugehörig und Nichtdazugehörig auflösen, problematisieren und ändern, auch hier gibt es Gefahren der Verstärkung der Differenzierungslinien. Ohne die Auseinandersetzung mit dem eigenen rassistischen Wissensarchiv, kann Rassismus nicht bearbeitet werden. Martina Tißberger über die Herausforderung einer rassismuskritischen Sozialen Arbeit:

„Weiße* müssen verstehen lernen, wohin sie ihr Weißsein* gehen lässt und wohin nicht, was es für andere Menschen bedeutet und wie es die Beziehungen zu Nicht-Weißen* strukturiert. Erst wenn wir begreifen, welche Bedeutung Whiteness für die Hegemonie in deutschsprachigen Gesellschaften hat, lässt sich Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession praktizieren, ohne vom Unbewussten des Rassismus korrumpiert zu werden.“ (Tißberger, 2020, S.112).

Herausforderung für die Soziale Arbeit ist also, offene Räume für Gespräche über Rassismus zu bilden. Hierbei geht es nicht um Schuldzuweisungen, sondern darum, Verständnis zu schaffen. Innerhalb der Sozialen Arbeit aufzuzeigen, dass Rassismus auf struktureller, institutioneller und individueller Ebene eine Rolle spielt, ungeachtet der eigenen Wahrnehmung und Positionierung, ist ebenfalls herausfordernd. Dass *weiße* Menschen im Kontext des Rassismus eine wichtige Position einnehmen, wissen sie selbst oft nicht. Das Wahrnehmen und Anerkennen dieser Position ist eine Herausforderung, kann aber auch eine Möglichkeit sein, die rassistischen Denkmuster abzulegen und Rassismus abzubauen.

9. Critical Whiteness und Powersharing als Möglichkeiten für die Soziale Arbeit

Die Critical Whiteness Studies, welche von Rassismus betroffenen angestoßen wurden, richten den Blick auf diejenigen, die von Rassismus profitieren und bisher unmarkiert waren. Critical Whiteness als Selbstreflexion der eigenen Privilegien, ist für *weiße* Menschen eine ungewohnte Erfahrung, da sie sich selten als *weiß*, sondern als normal ansehen. In Critical Whiteness Studies, wird Rassismus nicht als Abweichung gesehen, sondern es wird aufgezeigt wie *weiße* Menschen grundsätzlich von Rassismus profitieren, während nicht-*weiße* Menschen Nachteile davontragen (vgl. Tißberger, 2020)

Die Zugehörigkeit, zur Norm wird durch Weißsein bestimmt und dies kann nur verändert werden, wenn diejenigen, die Rassismus (re)produzieren, Verantwortlichkeit erkennen. Rassismus ist kein individuell lösbares Problem, man kann sich nicht dagegen entscheiden rassistisch zu sein, denn wir leben in einer rassistischen Gesellschaft. Rassismus anzuerkennen und zu verstehen, ist also Voraussetzung für einen gleichberechtigten Umgang *weißer* und Schwarzer Menschen miteinander. Als *weiße* Person muss man sich keine Gedanken über vergangene Kolonialverbrechen machen und kann die Machtverhältnisse ausblenden, da man selbst von den Verhältnissen profitiert. Um rassistische Situationen und eigene Vorurteile im Alltag zu erkennen, muss Bewusstsein für die eigene Machtposition geschaffen werden. Dadurch kann die eigene rassistische Psychodynamik erforscht werden. Mit der kritischen Weißseinsforschung ergibt sich Unbehagen bei *weißen* Menschen, denn sie sind trotz der antirassistischen Haltung, Teil des Rassismus. Es erfordert auch viel Zeit und Kraft, rassistische Denkmuster zu erkennen und zu durchbrechen, insbesondere in der Annahme, Rassismus wäre mit offensichtlicher Gewalt verbunden. Durch diesen Irrtum wird die

Intensität von Rassismus nicht erkannt und ernst genommen (vgl. Tißberger, 2020). Insbesondere in Bereichen wie der Sozialen Arbeit, in der die Beziehungsarbeit und das Vertrauen zwischen Sozialarbeiter*in und Klient*in oft von großer Bedeutung ist, ist es also umso wichtiger zu verstehen, wo Rassismus sichtbar wird und wie dieser die Sozialarbeiter*innen und ihr Gegenüber betrifft.

Das Erkennen, der unverdienten Vorteile und unverdienten Barrieren, ist Voraussetzung für das Konzept des Powersharings, welche eine solidarische Handlungsmöglichkeit darstellt. Diesen Ansatz können alle verfolgen, welche auf verschiedene Weise strukturell privilegiert sind und ein Interesse an einer gerechten Verteilung der Macht haben. Das Ändern der Teilnahme an Rassismus, beinhaltet das Teilen der Macht, Selbstreflexion und das Überwinden von Abwehrmechanismen (vgl. Nassir-Shahnian, 2020).

Psychoanalytikerin und Grada Kilomba beschreibt 5 Stufen, die das Ego durchlaufen muss, um Verantwortung für Rassismus übernehmen zu können, diese sind jedoch nicht starr festgelegt, sondern können auch in Abweichungen auftreten. Die erste Stufe, **Leugnung** beinhaltet Verhaltensweisen wie der Behauptung, es gäbe keinen Rassismus. Die starke Abwehr und bewusstes Dethematisieren wollen, führen oft zu Täter-Opfer Umkehr und es wird nach Erklärungen gesucht, weswegen man nicht rassistisch sein könne. Die Abwehr erfolgt auch auf der Tatsache, dass man sich als guten Menschen wahrnimmt, der mit Rassismus also nicht zu tun haben könne. Die zweite Stufe, die der **Schuld**, wird dann erreicht, wenn festgelegte Grenzen wie zum Beispiel der Grundsatz der Gleichberechtigung überschritten werden. Oft steht dann nicht mehr das Thema Rassismus und die Verletzung im Fokus, sondern das eigene moralische Fehlverhalten (vgl. Kilomba, 2008). Dieses wird angezweifelt, da es ja „nicht so gemeint war“ und man „sowieso keinen Unterschied zwischen Menschen mache“.

Robin Di Angelo beschreibt diese Phase der Verunsicherung, als „White Fragility – weiße Zerbrechlichkeit“, welche durch die bisher ausgeblendete Machtposition und gleichzeitigen Ansprüche ein guter Mensch zu sein, auch oft zu „white tears – weißen Tränen“ führen (vgl. DiAngelo, 2018).

Für Schwarze Menschen können diese Situationen schmerzhaft sein, da es nicht mehr um ihre Verletzung durch Rassismus geht, sondern um die Verletzung der *weißen* Person, weil sie gerne ein guter, nicht-rassistischer Mensch sein möchte. Ohne ausreichend Wissen und Auseinandersetzung kann Rassismus jedoch nicht vermieden werden.

Die dritte Stufe zur Erreichung der Verantwortungsübernahme, ist die **Scham**. Wenn die eigene gesetzte moralische Grenze überschritten wurde und man durch Sichtweisen des rassistisch Markierten merkt, man ist Teil der Privilegierten des Rassismus, setzt die Scham ein, welche wichtig

ist da man die Achtung vor sich selbst erhalten möchte und sich dadurch mit den eigenen Privilegien auseinandersetzt. Das bewusste Wahrnehmen des eigenen Weißsein ist intensive Arbeit und führt zu einer **Anerkennung** des eigenen Anteiles und der eigenen Position innerhalb der rassifizierten Welt. Durch die klare Benennung werden Privilegien sichtbar und Erfahrungen, welche aufgrund von Whiteness nicht gemacht werden. Diese können auch durch intersektionale Blickwinkel erweitert werden. Beispielsweise hat ein weißer, reicher Mann keine Nachteile durch Rassismus, Sexismus oder Klassismus, ist dementsprechend auf mehreren Ebenen privilegiert, während gleichzeitig Menschen auch intersektional benachteiligt sind. Durch diese Erkenntnis kann es zu Powersharing und Machtverschiebung kommen, indem man sich einsetzt rassistische, ausgrenzende Bilder und ihre Normalisierung aufzuheben. Diese letzte Stufe, welche Kilomba als **Entschädigung** und **Wiedergutmachung** benennt, ist Grundlage für Powersharing (vgl. Kilomba, 2008). In manchen Situationen beispielsweise bei Behördengängen wird die Unterstützung *weißer* Sozialarbeiter*innen benötigt, wenn sich Klient*innen nicht allein gegen Diskriminierung und Benachteiligung zur Wehr setzen, und die Anliegen nicht entsprechend geklärt werden können. Diese Unterstützung soll nicht zu einer Entmündigung der Schwarzen Person führen und kann daher nur in enger Zusammenarbeit mit den Betroffenen geschehen, um in ihrem Willen zu handeln. Je nach Bedarf können Sozialarbeiter*innen vor dem Gebäude warten und nur im Falle einer Diskriminierung unterstützend wirken, oder aber von Beginn mit im Raum sein. Dass Sachbearbeiter*innen dann oft, direkt das Wort an die weiße Person richten, um über die Belange der Schwarzen Person zu sprechen, kommt in der Sozialen Arbeit häufig vor. Der verschwiegene Vertrag zwischen *weißen* Menschen, muss dann ausgesprochen werden. Als Sozialarbeiter*in kann man in diesem konkreten Fall fragen, weshalb nicht direkt mit der Betroffenen Person gesprochen wird, oder sich der Schwarzen Person gegenüber, ohne ihre Anwesenheit nicht freundlich verhalten wurde. Dass persönliche Vorurteile von einer *weißen* Person, die im inneren Verständnis der Sachbearbeiter*in auf Augenhöhe steht, angesprochen und kritisiert werden, kann zu einem nachhaltigen Effekt bei *weißen* Menschen führen, da die Normalität der Machtaufteilung aufgezeigt und gleichzeitig verändert wurde (vgl. Kilomba, 2008).

Critical Whiteness, als Voraussetzung für Powersharing, stellt eine Perspektive für das Leben ohne Rassismus in Deutschland dar, gleichzeitig eine große Hürde. Weiße Menschen möchten sich ungerne mit Rassismus beschäftigen, weil auch für sie Rassismus zu einem emotionalen Thema werden kann und mit Schuldgefühlen einhergehen kann, wenn sie eine vertiefende Auseinandersetzung zulassen.

Begegnungen auf Augenhöhe, sind ohne Vertiefung mit dem Thema Rassismus, seiner Entstehung und seiner Wirkung, jedoch nicht möglich. Und die eigene Macht zu teilen, geht nur mit einem hohen Maß an Empathie, Willen und Verständnis.

Schwarze Menschen in Deutschland sind seit Jahrzehnten auf der Suche nach Anerkennung und geben sich Mühe ihre Sichtweisen zu teilen, um Verständnis für Rassismus zu schaffen. Ohne die Unterstützung in Form von Machtverschiebung, dem Öffnen weißer Räume und einer Übernahme der Verantwortung, müssen Schwarze Menschen weiter Bildungsarbeit in ihrem *weißen* Umfeld leisten, was sie Kraft kostet. Insbesondere wenn auf rassistische Wissensbestände oder Wortschöpfungen bestanden wird, benötigen Schwarze Menschen weiter Unterstützung, Solidarität und Verantwortung von *weißen* Menschen.

10. Empowerment als Ressource

Es ist mir wichtig zu betonen, dass Schwarze Menschen nicht auf Rassismus reduziert werden und nicht ständig Gespräche über Rassismus führen wollen. Sie mussten sich in der Vergangenheit und auch in der Gegenwart immer wieder behaupten und leben mit Wissen über die Ungerechtigkeit. Es gibt inzwischen mehr Gemeinschaften und geschützte Community Räume, in denen offen über Rassismuserfahrungen gesprochen werden kann. Resilienz, die Fähigkeit belastende Situationen unbeschadet zu überstehen, haben Schwarze Menschen seit langer Zeit aufgebaut. Trotz des Absprechens einer Zugehörigkeit, Menschlichkeit und der Konstruktion von Minderwertigkeit, bauen sie sich Existenzen auf und verfolgen ihre Lebensziele. Empowerment, als Selbstbemächtigung ist eine Methode, die für Schwarze Menschen existentiell geworden ist und als Gegenmittel für Verletzungen gesehen werden kann (vgl. Keele, 2020). So heißt es in einem Text über Resilienz und Empowerment: „Empowerment für Schwarze Menschen in Deutschland bedeutet, sich der eigenen Resilienz über die Jahrhunderte bewusst zu werden, sie zu erforschen, sie zu fördern, die wahrhaft beeindruckenden Leistungen unserer Ahnen und unserer Zeitgenossinn*en immer wieder zu feiern.“ (Keele, 2020, S. 23).

Empowerment kann zur Überwindung der Ohnmacht genutzt werden und ist ein wichtiges Instrument auf verschiedenen Ebenen. Empowernde Räume der Selbstorganisation in denen Ressourcen und Stärken ausgebaut werden können, Politischer Aktivismus, durch den sich Gehör verschafft wird und sich als Nachfahre Schwarzer Geschichte anzuerkennen, kann Zugehörigkeitsgefühle schaffen. In geschützten Räumen, welche frei von rassistischen Ausgrenzungen sind, kann eine Distanz zu den Vorurteilen aufgebaut werden, man findet Solidarität und Verständnis für die eigenen Gefühle und lernt sich unabhängig von äußeren Zuschreibungen kennen. Ein besonderes Beispiel von Schwarzer Solidarität und Selbstbemächtigung, war und ist die Black Lives Matter Bewegung, die weltweit für Aufmerksamkeit sorgt. Der Tod von George Floyd, ermordet durch einen *weißen* Polizisten, führt auf der ganzen Welt zu Protesten und Demonstrationen. Zu sehen wie viele Menschen zusammenkommen, gemeinsam trauern und für Gerechtigkeit sorgen möchten, hat mich emotional sehr berührt und die gesamte Zeit war

gleichermaßen traurig wie magisch für mich. In Deutschland fanden große Demonstrationen statt, welche mir Hoffnung gegeben haben. Schwarze, Deutsche Aktivist*innen, Journalist*innen und andere, nutzen ihre Stimmen in der Öffentlichkeit und auch viele *weiße* Deutsche beteiligen sich an der Bewegung. Es gibt immer mehr Möglichkeiten sich über Rassismus, seinen Ursprung und seine Auswirkungen auf Schwarze Menschen, zu informieren und langsam bekommen diese auch Gehör in den allgemeinen Medien.

Verschiedene Maßnahmen und Strategien können empowernd wirken. In der Arbeit mit Kinder- und Jugendlichen, bedeutet es beispielsweise den Kindern eine Sicherheit zu vermitteln, dass sie so richtig sind, wie es ist. Das kritische Hinterfragen muss den Kindern beigebracht werden, sonst glauben sie, was sie von außen über sich selbst gesagt kriegen und verinnerlichen negative Zuschreibungen.

Ich empowere mich durch verschiedene Medien, denn ich sehe dort Menschen die ähnliche Erfahrungen teilen und ich fühle mich verstanden, ohne dass ich die Menschen persönlich kenne. Es gibt Podcasts, Videos und Plattformen, in denen sich Schwarze Menschen in Deutschland zusammenfinden und sich gegenseitig daran erinnern, dass wir nicht allein mit unserer Wut, Trauer und Müdigkeit über Rassismus, sind. Meine Gefühle zu formulieren, fiel mir lange schwer, aber mit der Hilfe von anderen Betroffenen habe ich Worte für sie gefunden: „Empowered zu sein bedeutet die Freiheit, als Selbst existieren zu können, ohne sich von außen herangetragenem Handlungszwängen und Kategorien zu beugen. Es bedeutet, ohne Kategorisierungen existieren zu können. Empowered bedeutet: Ich kann ich sein – egal was du von mir denkst. Es bedeutet Befreiung.“ (Nissir-Shahnian, 2013, S.24).

Sich den eigenen Fähigkeiten bewusst zu werden, unabhängig von den Zuschreibungen Identitätsinhalte und positive Vorbilder finden, kann empowernd wirken. Auch ich benötigte Empowerment, um mich so zu akzeptieren und zu lieben, wie ich bin. Jetzt bin ich in der Position, über meine Erfahrungen und Sichtweisen im Kontext des Rassismus sprechen zu können, was mir ebenfalls Macht zurückgibt. Die vertiefende Auseinandersetzung mit Anti-Schwarzem Rassismus, war für mich zwar schmerzhaft, jedoch bewirkt dieses neue Wissen auch, dass ich eine größere Distanz zu meinen persönlichen, rassistischen Erfahrungen herstellen kann.

11. Ausblick

Während meiner Arbeit wurden auch im politischen Kontext des Anti-Schwarzen Rassismus aktuelle Debatten geführt, welche noch anbringen möchte.

Nach jahrelangen Verhandlungen hat sich Deutschland zum Völkermord an den Herero und Nama im heutigen Namibia schuldig bekannt und erkennt die Taten auch als Völkermord an. Als Entschädigung

wird Deutschland in den kommenden Jahren 1,1 Milliarden Euro „Wiedergutmachung“ an die Nachkommen zahlen. Es gibt innerhalb Namibias auch Kritik an den Verhandlungen, denn es scheint als wären diese weitestgehend von der Regierung geführt worden und die Geldzahlungen gehen, statt an die traditionellen Anführer der Herero und Nama, an die Regierung Namibias (vgl. Süddeutsche Zeitung, 2021). Ich bin dennoch froh, dass die deutsche Kolonialherrschaft und Kolonialverbrechen thematisiert werden, auch wenn es keine Rechtfertigung für die Morde gibt. An diesem Zeitpunkt, wäre eine umfassende Auseinandersetzung mit den Folgen der Kolonialzeit im deutschen Raum denkbar, steht aber aus.

Währenddessen gibt es in Deutschland nach wie vor Debatten über die rechtliche Nutzung des Worts <N.>, welches unter bestimmten Umständen von einem Gericht erlaubt wurde. Ein AfD-Abgeordneter nutze das Wort beispielsweise mehrmals bei einer Sitzung im Schweriner Landtag. Der daraufhin ausgesprochene Ordnungsruf wurde von Besagtem Abgeordneten in Form einer Organklage angezeigt. Auch wenn dem Landgericht in Schwerin die abwertende Konnotation bekannt ist, entscheid es, dass es kein Verbot des Wortes gibt und der Ordnungsruf den Abgeordneten in seinem Rederecht verletzte. Es wird entschieden, dass dieses Wort nicht immer diskriminierend ist und man es ironisch oder zitierend verwenden kann, es jedoch nicht verwendet werden sollte (vgl. Bogner, 2019). Hierbei zeigt sich, dass bei der Einordnung des Diskriminierungsgehalts des Worts, von der Einschätzung *weißer* Menschen ausgegangen wird, während ich mich als Schwarze Person immer verletzt fühle.

Dennoch will ich erwähnen, dass es in Deutschland auch positive Entwicklungen im Bezug zu Anti-Schwarzem Rassismus und seiner Aufarbeitung gibt. Schwarze Menschen finden immer mehr Gehör in den Medien und klären über Rassismus auf. Es werden sich immer mehr *weiße* Menschen ihren Privilegien bewusst und teilen diese Erkenntnisse. Petitionen fordern, dass der Begriff als rassistisch anerkannt wird und es gibt keinen Stillstand im Kampf gegen Rassismus.

Doch ohne eine öffentliche, rassismuskritische Grundhaltung ist Veränderung nur durch die mühevollen Arbeit Betroffener und Solidarisierter möglich. Die Verantwortung Rassismus zu verhindern, liegt nicht bei der Gesellschaft, sondern bei den Betroffenen und Menschen, die ihnen solidarisch zur Seite stehen. Das Recht diskriminierungsfrei aufzuwachsen, sollte meiner Meinung nach vom Staat durchgesetzt werden und nicht bei den Einzelpersonen liegen. Durch politische und staatliche Institutionen, in denen Rassistische Wörter von „Politiker*innen“ verwendet, unkommentiert und ungestraft bleiben wird die Normalität des Wortes verstärkt.

Die Tatsache, dass Rassismus existiert, macht mich extrem traurig und an manchen Tagen weiß ich nicht mit diesem Wissen umzugehen. Ich kann im kleinen Kreis beginnen den Menschen zu zeigen,

was ihre Aussagen mit mir machen und versuchen rassistische Denkmuster aufzudecken. Ich habe jedoch an einigen Tagen nicht die Kraft, weil so viele Emotionen mitspielen. Daher freue ich mich über jede Person, die sich ihren Privilegien bewusst ist, ihr Umfeld über Rassismus aufklärt und für eine gerechte Machtaufteilung einsteht.

12. Fazit und Zusammenfassung

Schwarze Personen in Deutschland erleben alltäglich Situationen, in denen sie zu spüren bekommen, dass sie als Abweichung verstanden werden und alle diese Situationen lassen sich auf Anti-Schwarzen Rassismus zurückführen. Historische Wissensbestände aus der Kolonialzeit, prägen bis heute Begegnungen zwischen Schwarzen und *weißen* Menschen und diese zeigen sich auf allen Ebenen des Lebens. Die vorherigen Ausführungen haben aufgezeigt, wo rassistische Erfahrungen beginnen können und wie lange diese schon andauern. Rassismuserfahrungen werden unterschiedlich aufgenommen und verarbeitet, demnach gibt es auch keine allgemeingültigen Anweisungen was als rassistisch zu verstehen ist.

Gespräche über Anti-Schwarzen Rassismus müssen überall geführt werden, auch wenn sie unangenehm sind. Im privaten Bereich, aber auch im beruflichen Kontext werden wir früh rassistisch sozialisiert. Auch wenn *weiße* Menschen nicht rassistisch sein möchten, sind sie Teil von Rassismus, denn sie sind in diesem System privilegiert dazu, keine Benachteiligung zu erfahren.

Die Soziale Arbeit hat die Möglichkeit, Anti-Schwarzem Rassismus entgegenzuwirken, indem sie ihn sichtbar macht und sich einzelne Sozialarbeiter*innen ihren eigenen rassistischen Denkmustern bewusstwerden. Critical Whiteness und Powersharing, sehe ich als wichtige Handlungsmöglichkeiten, um im Rahmen der Sozialen Arbeit rassismuskritisch zu arbeiten. Kritisches Hinterfragen der eigenen Machtpositionen und Privilegien, führt dazu, dass Ungerechtigkeiten erkannt und ausgeglichen werden können. Diese Erkenntnis halte ich für sehr wichtig.

Zusammenfassen lässt sich, dass Anti-Schwarzer Rassismus auf allen Ebenen der Gesellschaft auftritt, meistens aber nur von Betroffenen wahrgenommen wird. Dass sich Rassismus nicht in der Intention zeigt, sondern in der Wirkung ist ein Punkt, den ich nochmal betone. Für die soziale Arbeit lässt sich sagen, dass ohne das Wissen über Anti-Schwarzen Rassismus, dieser verstärkt und reproduziert wird, ebenso auf anderen Bereichen der Gesellschaft. Das umfangreiche Wissen ist dementsprechend Voraussetzung, für das Erkennen und Unterbinden, rassistischer Interaktionen und Praxen, woran es derzeit in der Sozialen Arbeit noch mangelt.

Literaturverzeichnis

Al-Samarai, N.,(2019) Widerstand und Sprache: Schwarze Deutsche In: Arndt, S. & Ofutaey-Alazard,N. (2019) Wie Rassismus aus Wörtern spricht: (K)erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache (3. Aufl.) Unrast S.611f.

Arndt, S. & Ofutaey-Alazard, N. (2019) Wie Rassismus aus Wörtern spricht: (K)erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache (3. Aufl.) S.120, S.661 ff

Bogner, M. (2019) Warum dieses Gericht entschieden hat, dass man das N-Wort in einem Landtag verwenden darf. Abgerufen 02.Juni 2021, von <https://ze.tt/warum-dieses-gericht-entschieden-hat-dass-man-das-n-wort-in-einem-landtag-verwenden-darf/>

Das Parlament (1952) In: Oguntoye, K., Opitz, M. & Schultz, D. (1991) Farbe bekennen: Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte (2. Aufl.). Orlanda Frauenverlag

Dean, J. (2019) Widerstand und Sprache: Person/People of Colo(u)r In: Arndt, S. & Ofutaey-Alazard,N. (2019) Wie Rassismus aus Wörtern spricht: (K)erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache (3. Aufl.) Unrast

Dietrich, A. & Strohschein, J. (2019). Kolonialismus. In: Arndt, S., Ofutatey-Alazard,N. (2019) Wie Rassismus aus Wörtern spricht: (K)erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache (3. Aufl.) Unrast

Fereidooni, K. & El, M. (2017) Rassismuskritik und Widerstandsformen. Springer

Hasters, A. (2020) Was weisse Menschen nicht über Rassismus hören wollen aber wissen sollten (12.Aufl). Hanserblau

Hegel, G. (1961) Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. In: Arndt, S. & Ofutaey-Alazard, N. (2019) Wie Rassismus aus Wörtern spricht: (K)erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache (3. Aufl.) Unrast

Hegel, G. (1955). Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte zitiert nach Oguntoye, K., Opitz, M. & Schultz, D. (1991) Farbe bekennen: Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte (2. Aufl.). Orlanda Frauenverlag

Keele, T. (2020) Resilience, Resistance, Revolution: Was Empowerment für Schwarze Menschen bedeuten kann. In: Jagusch, B. & Chehata, Y., (2020) Empowerment und Powersharing: Ankerpunkte – Positionierungen – Arenen (1.Aufl.) Beltz

Macco, H. (1933) Rassenprobleme im Dritten Reich. In: Oguntoye, K., Opitz,M. & Schultz, D. (1991) Farbe bekennen: Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte (2. Aufl.). Orlanda Frauenverlag S.53

Madubuko, N. (2016) Empowerment als Erziehungsaufgabe: Praktisches Wissen für den Umgang mit Rassismuserfahrungen (1. Aufl.) Unrast

Mätschke, J. In: Fereidooni, K. & El, L. (2017) Rassismuskritik und Widerstandsformen. Springer S.249

Nissir-Shahnian, N. (2013) Dossier Empowerment. Heinrich Böll Stiftung (Hrsg.) Abgerufen 18. Mai 2021, von <https://www.sueddeutsche.de/politik/namibia-voelkermord-deutschland-1.5306608> S.24

Oguntoye, K., Opitz, M. & Schultz, D. (1991) Farbe bekennen: Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte (2. Aufl.). Orlanda Frauenverlag

Reker, J. (2019) Wörter und Begriffe: Afrika In: Arndt, S. & Ofutaey-Alazard, N. (2019) Wie Rassismus aus Wörtern spricht: (K)erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache (3. Aufl.)

Largo,R. (2000) Kinderjahre: Die Individualität des Kindes als Erzieherische Herausforderung

Schramkowski, B. & Ihring, I. (2018) Alltagsrassismus: (K)ein Thema für die Soziale Arbeit In: Blank, B., Göcerin, S., Sauer, K. & Schramkowski, B. (2018) Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft: Grundlagen – Konzepte – Handlungsfelder [E-Book] Springer

Sow, N. (2008) Deutschland Schwarz Weiss: Der alltägliche Rassismus (1. Aufl.). C. Bertelsmann Verlag

Süddeutsche Zeitung: Namibische Opposition übt scharfe Kritik (2021, Mai, 28.) Abgerufen 05.Juni 2021, von <https://www.sueddeutsche.de/politik/namibia-voelkermord-deutschland-1.5306608>

Terkessidis, M. (2004) In: Fereidooni, K., & El, L. (2017) Rassismuskritik und Widerstandsformen. Springer S.10

Tißberger, M., (2020) Soziale Arbeit als weißer* Raum – eine Critical Whiteness Perspektive auf die Soziale Arbeit in der Postmigrantischen Gesellschaft. Springer

Eidesstaatliche Erklärung

Hiermit versichere ich, dass ich die vorliegende Bachelorarbeit selbstständig verfasst habe. Ich versichere, dass ich keine anderen als die angegebenen Quellen benutzt und wörtlich oder sinngemäß aus anderen Werken übernommenen Aussagen als solche gekennzeichnet habe, und dass die eingereichte Arbeit weder vollständig noch in wesentlichen Teilen Gegenstand eines anderen Prüfungsverfahrens gewesen ist.

Datum: 10.06.2021

Unterschrift: